Gs
1502
-1-

J M Bartzel

Ernst Barth 1822

EMB

Sammlung
interessanter
und
durchgängig zweckmäßig
abgefaßter
Reisebeschreibungen
für
die Jugend
von
J. H. Campe.

Erster Theil.

1786.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

An

die königlichen Prinzen

Heinrich und Ludewig

von Preussen.

)(2

Gnädigste,
und sehr geliebte Prinzen,

Ich bin kein Freund von Zueignungsschriften; aber ich bin ein großer Freund von Dankbarkeit: und was hat ein armer kleiner Schriftsteller, wodurch er sich gegen königliche Personen für oft wiederholte Beweise von Gnade und Liebe erkenntlich bezeigen könnte, als etwa — eine armselige Zueignungsschrift? Erlauben Sie daher, gnädigste und theuerste Prinzen, daß

ich Ihnen dieses Büchlein widme, nicht etwa um Ihnen bei dieser Gelegenheit zu schmeicheln — denn das verstehe ich nicht, und Gottlob! daß ich hinzusezen darf, das mögen Sie auch nicht — sondern blos, um Ihnen bei dieser Gelegenheit einmal öffentlich zu sagen, daß ich über die vielen Merkmale von Gnade und Güte, deren Sie seit acht Jahren mich gewürdiget haben, tief gerührt bin.

Wollen Sie mir vergönnen, noch etwas hinzuzufügen, so sei es dieses:

Sie stehen jezt an der Schwelle der erhabenen Schaubühne, auf der Sie Ihre große Rolle, die eines Prinzen aus Friedrichs Stamme, spielen werden. Bald wird der Vorhang aufgezogen werden, und Europens Augen werden erwartungsvoll auf Sie gerichtet sein. Viel, viel ist es, was die Welt von Friedrichs Neffen zu erwarten berechtiget

tiget ist, und — sehen Sie da die Größe meines Vertrauens! — ich wage es, mich im Namen meines Freundes, der Sie bildete, öffentlich zu verbürgen, daß Sie diese Erwartungen alle, alle erfüllen werden.

Gott, der Sie zu Schuzgeistern für eine sehr beträchtliche Menge seiner Menschen ausersah, lasse Sie dieser Ihrer hohen und schönen Bestimmung immer eingedenk sein. Er bewahre Ihre Herzen vor dem Gifte der Schmeichelei, und lasse Sie nie vergessen, daß seine Vorsehung Sie blos deswegen auf einen so erhabenen Standort hingestellt hat, damit Ihre Tugenden um so viel weiter gesehen würden, und damit die Folgen Ihrer menschenfreundlichen Thaten sich über Millionen Ihrer Brüder im Thale ergießen mögten.

Auch ich, theuerste Prinzen, stehe tief unter Ihnen im Thale, und habe mei-

nen Blick auf Sie geheftet, nicht um etwas für mich, sondern um Wohlthaten für unsere Mitmenschen von ihnen zu erflehn, und mich des Segens zu freun, der aus jeder ihrer königlichen Tugenden über unsre Zeitgenossen und in die Nachwelt strömen wird.

Mit einem Herzen voll der ehrerbietigsten Liebe und Verehrung ersterbe ich

Ew. königl. Hoheiten

Trittow,
den 1sten Mai, 1785.

unterthänigster Diener
Campe.

Vorbericht.

Ich äusserte vor einigen Jahren die Meinung, „daß unter allen möglichsten Lesereien, die man der Jugend in die Hände geben könnte, wol keine in jeder Betrachtung für sie nüzlich seyn dürfte, als eine Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, dergleichen wir noch nicht hätten. „ — "Denn, fügte ich hinzu, wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniß auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu romanenhaften Aussichten ins Leben und zu arcadischen Träumereien, zu welchen so viel andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwäz

der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nüzlichen Unterhaltungen einzuflößen: so sind es gewiß solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man sowol in Ansehung der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte." Ich schloß dieses Urtheil mit dem Versprechen, daß ich gelegentlich eine solche Sammlung veranstalten wollte, wenn ich anders finden würde, daß das Publikum hierin meiner Meinung wäre.

Wenn sich nun aus den vielen schriftlichen Aufforderungen, welche seitdem an mich ergangen sind, überall etwas schließen läßt: so ist es dieses, daß man meine Idee beifallswürdig gefunden habe, und daß die Ausführung derselben von vielen gewünscht werde. Ich habe mich daher bereitwillig finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ein anderer Bewegungsgrund, mit dieser Sammlung grade jezt hervorzutreten, war dieser. Meine Kinderbibliothek ist nunmehr zu zwölf Bändchen angewachsen, und der Beifall, womit

man

man dieses Werk von Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mich versichert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten. Allein so wahrscheinlich es auch ist, daß das Publicum die Fortsezung dieses kleinen Werkes gern sehen würde: so kann ich selbst doch nicht umhin, zu glauben, daß die Jugend mit kleinen poëtischen und prosaischen Stücken moralischen Inhalts, dergleichen die Kinderbibliothek bisher enthalten hat, nunmehr hinreichend, oder vielmehr schon zum Ueberflus, versorgt sei, und daß ein grösserer Vorrath davon aus mehr als einer Ursache schädlich werden könnte. Denn ohngeachtet ich mich nach meinen jedesmaligen Einsichten bemüht habe, in diese kleinen Aufsäze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen: so mußte ich sie doch, aus bekannten Gründen, zu sehr mit Naschwerk aufstuzen, wenn ich den Appetit der kleinen Menschen reizen und einem bei moralischen Gerichten nur zu leicht entstehenden Ekel vorbauen wollte. Naschwerk aber soll man sparsam geniessen, und nicht zur täglichen Speise machen. Deswegen hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen

andern

andern Inhalt unterzuschieben, von dem kein Misbrauch dieser Art zu besorgen steht.

Und so entstand diese Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, welche nunmehr an die Stelle des bisherigen Inhalts der Kinderbibliothek trit, und also zwar eine Fortsezung dieses Werks, aber nach veränderten Zwecken ist.

Die zwölf ersten Bändchen der Kinderbibliothek waren für drei Perioden der Kindheit, d. i. für sechszehn und zwölfjährige Kinder bestimmt, und hatten eine sich hierauf beziehende Abtheilung erhalten. Allein nach meiner jezigen auf reifere Erfahrung und Einsicht gegründeten Ueberzeugung sollte die litterarische Bildung der Kinder erst am Ende der Kindheit ihren Anfang nehmen. Ich konnte also für junge Kinder nichts mehr schreiben, weil ich jezt auf das innigste überzeugt bin, daß alles Lesen und schulmäßige Lernen diesem Alter zuverläßig schädlich, und dem Gange, den die Natur bei der Entwickelung der Kindheit beobachtet, allemal zuwider ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung habe ich in einer besondern Abhandlung über die allzufrühe Ausbildung der

Kin-

Kinder dargelegt, die man im fünften Bande der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens lesen wird. Auch aus diesem Grunde mußte der Plan meiner Kinderbibliothek geändert werden.

Und so weiß man denn nun auch, was für Leser ich diesem Werke wünsche, nemlich keine junge, sondern solche Kinder, welche sich dem jugendlichen Alter nähern. Darnach habe ich den Ton der Erzählung abgemessen; und wenn ja etwas von geographischen und cosmographischen Kenntnissen dabei vorausgesezt wird, so sind es solche, die man heutiges Tages leider! schon bei jedem achtjährigen Kinde der gesitteten Stände anzutreffen gewohnt ist. Und ich schreibe dieses Werk für solche, welche wenigstens zwei Jahr älter sind, als diese.

Aus eben der Ursache habe ich auch geglaubt, in diesem Buche die gewöhnlichste Rechtschreibung mit allen ihren, einmal eingeführten Widersprüchen aufnehmen zu müssen: weil ein junger Mensch zu der Zeit, da seine Erziehung für das bürgerliche Leben anfängt, an alles das gewöhnt werden muß, was in dieser bürgerlichen Welt nun ein-

mal

mal zur allgemeinen und unabänderlichen Sitte geworden ist.

Was übrigens den Plan dieses Werks betrift, so werde ich unter allen Reisen, die ich kenne, die interessantesten aussuchen; und mit Weglassung dessen, was für die Jugend nicht gehört, nur dasjenige erzählen, was sie zu gleicher Zeit vergnügen und unterrichten kann. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genug an meine Quellen halten; aber ich werde zugleich an den Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnüzige Kenntnisse zu knüpfen suchen, als es, ohne sie ermüdend zu machen, nur immer geschehen kann. Ich war anfangs gesonnen, mich an eine chronologische Ordnung zu binden und mit den Entdeckungsreisen der Portugiesen nach Indien den Anfang zu machen: allein die ersten Europäer, welche fremde Welttheile besuchten und beschrieben, waren größtentheils erbärmliche Beobachter; und ich fand bald, daß es, bei dem Reichthum an bessern Nachrichten aus jenen Weltgegenden, sich der Mühe nicht belohne, den jungen Leser mit diesen, größtentheils dürren, und mit unvollständigen-

gen.

gen Beobachtungen oder fabelhaften Erzählungen durchwebten Reisebeschreibungen die Zeit zu verderben. Ich gab daher jenen Vorsaz auf, und sezte mir dagegen zum Ziel, meine jungen Leser, bei verstecktem Plan und unter beständiger Abwechselung, nach und nach in alle Weltgegenden zu leiten, und dabei unter mehreren Reisebeschreibern jedesmal denjenigen zu unserm Führer zu wählen, welcher mir der unterhaltendste und zugleich der sicherste scheinen wird. Ich habe indeß geglaubt, auch von den ältern minder reichhaltigen und interessanten Reisen, diejenigen beschreiben zu müssen, denen wir die merkwürdigsten Entdeckungen zu verdanken haben, wie z. B. die von Vasco de Gama. Zuweilen werde ich Bemerkungen aus mehreren Reisebeschreibungen in eine einzige zusammentragen, wie das schon im gegenwärtigen ersten Theile hie und da geschehen ist; und zur Beförderung der Kenntniß unsers Vaterlandes werde ich nicht selten die Beschreibung kleiner Reisen einschieben, die ich selbst theils schon gemacht habe, theils, wenn Zeit und Umstände es vergönnen werden, von Zeit zu Zeit zu machen gesonnen bin.

Die

Die im gegenwärtigen ersten Theile beschriebenen Reisen sind aus folgenden Quellen geschöpft:

Heemskerks Entdeckungsreise nach Spizbergen und Nova Zembla, aus Herrn Adelungs Geschichte der Schiffahrten und Versuche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China; Vasco de Gama's Reise nach Ostindien, aus dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Was die kleine dritte Reise von Trittow nach Wismar und Schwerin enthält, habe ich aus eigener Beobachtung.

Mein Vorsaz ist, zu jeder Messe ein Alphabet dieser Sammlung erscheinen zu lassen: doch muß ich bitten, diese Nachricht nicht für ein Versprechen anzusehn, weil Mangel an Gesundheit oder anderweitige Geschäfte mich zuweilen zwingen dürften, im Rückstande zu bleiben. Trittow, den 1sten August. 1785.

I. Jacob

I.

Jakob Heemskerks
und
Wilhelm Barenz
nördliche Entdekungsreise
und merkwürdige Schiksale.

I.

Einleitung.

Ich fange damit an, ihr jungen Freunde, euch in sehr kalte und öde Gegenden zu führen. Unsere erste Reise soll nemlich nach Spizbergen und Nova Zembla gehn; ihr wißt doch schon, was das für Länder sind, und wo sie liegen?

Aber laßt euch die Mühe nicht verdriessen, sie noch einmal auf der Karte aufzusuchen, damit euch die Lage derselben, während meiner ganzen Erzählung, unverrückt vor Augen schwebe. Ihr könnt den ersten den besten Planiglob dazu brauchen.

Seht ihr, da über Norwegen hinauf nach dem Nordpol zu, eine ziemlich grosse und etliche kleinere Inseln neben einander liegen? Das ist Spizbergen. Wenn der Name auch nicht dabei stünde, so könntet ihr doch nicht fehlen, weil

es unter allen bekannten Ländern am weitesten gegen Norden liegt. Man hat nicht immer gewußt, daß da — so mitten im Eismeere — noch ein Land sey; auch weiß man, die Wahrheit zu sagen, noch jezt nicht gar viel davon. Was man aber bis jezt davon weiß, und wer es zuerst entdeckt haben mag, das sollt ihr alles erfahren, wenn ihr nur weiter lesen wollt.

Nun senkt euren Blick von da, und zwar schief nach der rechten Hand zu, ein wenig herab, bis nahe an die nördliche Küste von Asien. Da werdet ihr eine andere, noch viel grössere Insel liegen sehn, und die ist Nova Zembla. Die Russen nennen sie zwar Nowaja Semla, d. i. Neuland: aber weil der erste halb lateinische halb russische Name nun einmal gebräuchlich ist, so wollen wir ihn beibehalten.

Diese Insel wird durch eine Meerenge von Asien abgeschnitten, welche man Waigaz nennt. Seht doch einmal nach, ob auch die wol auf eurer Karte angegeben ist? Sollte es nicht sein, so müßt ihr euch darüber nicht wundern; denn es ist noch nicht gar lange her, daß man noch zweifelhaft war, ob Nova Zembla mit Asien zusammenhienge, oder eine Insel wäre.

Macht nun einmal die Augen zu, und versucht, ob ihr euch die Lage dieser beiden Länder

wol

wol so lebhaft vorstellen könnt, als wenn ihr noch beide Augen darauf geheftet hättet. So müßt ihr es immer machen; so oft ihr ein Land, einen Fluß oder einen Ort auf der Karte angesehn habt; so mahlt ihr euch die Karten nach und nach in den Kopf, und dann könnt ihr die von Papier, die man nicht immer bei sich hat, zur Noth entbehren. Ich verlasse mich übrigens darauf, daß ihr euch bei der Lesung Reisebeschreibungen gewöhnen werdet, jedes vorkommende Land und jeden vorkommenden Ort, deren Lage ihr noch nicht vollkommen im Gedächtnisse habt, immer wieder von neuem auf der Karte aufzusuchen. Sonst würdet ihr mit viel geringerem Nuzen lesen, als ich wünsche, daß ihr thun möget.

Daß es in den Ländern, wovon hier die Rede ist, sehr kalt sein müsse, das würdet ihr wol von selbst schon vermuthen, wenn ihr es auch noch nie gehört hättet, weil ihr seht, daß sie so weit gegen Norden liegen. Wenn ich euch nun vollends sage, daß daselbst, während eines grossen Theils des Jahrs die Sonne gar nicht aufgeht, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht ist: *) so wird euch die fürchterliche Kälte, die

*) Diese lange Nacht währt in Spizbergen vom 18ten October bis zum 14ten Februar. Dahingegen herrscht in

die da herrschen muß, noch begreiflicher sein. Wollt ihr also je einmal dahin reisen, etwa um einer Wallfisch- oder Robbenjagd beizuwohnen: so vergeßt nicht, euch mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen, sonst würdet ihr es da nicht aushalten können.

Aber es ist Zeit, daß ich euch mit den Personen, deren Reise und Schicksale ich euch erzählen will, und mit der Absicht bekannt mache, welche sie in eine so unfreundliche Weltgegend führte. — Ihr wißt doch alle, wo Ostindien liegt und durch welche Meere man von Europa aus dahinzuschiffen pflegt? Nun nehmt noch einmal den Planiglob vor euch, und bemerkt, welch ein gewaltig weiter Umweg es sey, wenn man z. B. aus Holland, erst durch den Kanal, dann im atlantischen Weltmeer vor Frankreich, Spanien und Portugal vorbei nach den kanarischen Inseln, von da an der afrikanischen Küste hinunter nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, und dann auf der andern Seite von Afrika wieder hinauf etwa nach der Insel Java, und von da wol gar noch weiter hin.

in dieser Gegend vom 4ten Mai bis zum 2ten August ein immerwährender Tag, weil in dieser Zeit die Sonne gar nicht untergeht. In Nova Zembla ist der lange Tag sowol, als auch die lange Nacht schon etwas kürzer.

hinauf nach China oder Japan segelt, um etwa chinesischen Thee oder japanisches Gold einzutauschen. Statt eines so langen Weges hätten die Europäer nun gar zu gern einen kürzern, und zwar gleichfalls zu Wasser gehabt: denn mit einem Landwege nach so weit entlegenen Ländern war ihnen wenig gedient; warum? Das mögt ihr selbst errathen. Da legte nun dieser und jener, besonders in Holland, die Weltkarte vor sich hin, guckte sie an, und dachte: wie? wenn man da bei Norwegen hinauf, dann rechts über Lappland, dem europäischen und asiatischen Rußland hin bis ans Ende von Asien schifte, und dann zwischen Asien und Amerika wieder hinuntersegelte? Das wäre doch ein viel kürzerer Weg? Allerdings; und das muß versucht werden! sagten andere, rüsteten eilig Schiffe aus, und segelten darauf los.

Ihr werdet denken, nichts sei leichter gewesen, als diese Fahrt ausfindig zu machen, welche man die nordöstliche Durchfahrt zu nennen pflegt. Aber übereilt euch nicht in eurem Urtheile; denn so leicht das Ding auch aussieht, so schwer hat man es gefunden; und ich muß euch nur zum voraus sagen, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig damit geworden ist. „Das wäre! — Und was in aller Welt kann die Leute denn gehindert haben, ihre Absicht zu erreichen?“ Ein einziger ver-

drießlicher Umstand; wenn sie da oben über Rußland hinkamen, auf einmal sassen ihre Schiffe fest, und sie mußten Gott danken, wenn sie nur sich wieder losarbeiten und zurückfahren konnten, woher sie gekommen waren. Ich will's euch deutlicher sagen: das Meer da oben ist, der erstaunlichen Kälte wegen, voller Eis, welches bald in grossen Stücken, wie Berge, herumschwimmt, bald sich aneinander schließt, und vest steht, als wenn bei uns ein Teich zugefroren ist. Und seht deswegen wird es eben das Eismeer genannt. Begreift ihr nun, warum es so leicht nicht ist, einen Weg dardurch zu finden?

Zweimal hatten die Holländer schon versucht, diese nordöstliche Durchfahrt zu bewerkstelligen: aber jedesmal vergebens. Jezt beschlossen sie, als brave Männer, die sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken lassen, einen dritten Versuch zu wagen. Es wurden zwei Schiffe dazu ausgerüstet. Zum Kommissarius oder Befehlshaber derselben ward Jakob Heemskerk ernannt. Die unter ihm dienenden Obersteuermänner Wilhelm Barenz auf dem einen, und Johann Cornelius Ryp auf dem andern Siffe. — In dem folgenden Kapitel werden wir sie abfahren sehn.

2.

Abfahrt von Amsterdam. Entdeckung der Bäreninsel und der Insel Spizbergen.

Es war zu Anfang des Maimonats im Jahr 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel giengen. Den 18ten steuerten sie bei Vlieland, einer der Inseln, von welchen der Südersee eingeschlossen wird, vorbei, und segelten in die Nordsee. Wind und Wetter waren günstig; daher gieng's denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die schetlandischen oder hitlandischen Inseln im Gesicht, die ihr da oben im deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden könnt. Stellt euch vor, über hundert deutsche Meilen in vier Tagen! Das mußte rasch gehn.

Die Fahrt gieng immer gerade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegen über in derjenigen Gegend des nördlichen Ozeans, über welche man, in Gedanken wie ihr wißt, den nördlichen Polarcirkel gezogen hat. Am ersten Junius, also vierzehn Tage nach ihrer Abreise von Vlieland, hatten sie schon den 70sten Grad der

nördlichen Breite *) zurückgelegt; und an diesem Tage blieb ihm zum erstenmale die Nacht aus. Denn nun waren sie bis dahin gekommen, wo, in dieser Jahrszeit, die Sonne einige Monate lang gar nicht untergeht, sondern immer über dem Horizonte stehen bleibt, indem sie an demselben in 24 Stunden rund herumzulaufen scheint. Stellt euch, ihr lieben Leser, einmal etwas lebhaft vor, wie sonderbar einem dabei zu Muthe sein müsse, wenn man aus einem Lande kommt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmal in eine Gegend versezt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so hell als am Tage, scheint: Nun sollte man wohl meinen, in einer solchen Gegend müsse es, in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne da gar nicht untergeht, unausstehlich heiß sein, weil wir bei uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft, nach einem schwülen Tage, sich wieder abzukühlen pflegt. Aber nein! In diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, troz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahrszeit so wenig über Hize zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden für Kälte die Zähne im

*) Ich seze voraus, daß meine junge Leser wissen, was unter der Länge und Breite unserer Erdkugel verstanden werde.

im Munde klapperten. Sonderbar! Woher das doch wol kommen mag? Denkt einen Augenblik darüber nach, ob ihr das wol schon von selbst zu begreifen im Stand seyd. Wo nicht, so leset nur weiter.

Das kommt daher, weil die Sonne hier mitten im Sommer ohngefähr so niedrig am Himmel steht, wie bei uns in den kurzen Wintertagen. Da können also auch ihre Strahlen nur so von der Seite oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun wißt ihr aber wol, daß es in einem Zimmer viel heisser wird, wenn die Sonne ihm grade gegen über steht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Ihr begreift also auch, daß es da oben, troz des ununterbrochnen Tages, auch im Sommer nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bei uns an einem schönen Wintertage ist.

Und nun wird's euch nicht mehr wundern, wenn ihr hören werdet, daß unsere Reisende sich bald darauf mitten unter grossen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedeckten. Es war am 5ten Junius, als diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmal ein großes Geschrei erhuben, und ihre Kameraden herbeiriefen, um eine ungeheure Menge Schwäne zu sehn, welche daher geschwommen kämen. Alle liefen herbei und freueten sich schon

zum voraus auf die schönen Braten, die das geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Paar Duzend davon zu schiessen. Aber als sie die Augen weit aufgerissen und einen Augenblick unverwandt hingesehn hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Kameraden — sich geirrt und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schwäne angesehn hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Appetit nach Schwanbraten mußten sie sich denn wol vergehen lassen.

Ein Paar Tage vorher hatten sie eine andre sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt. Sie sahen nemlich auf einmal drei Sonnen am Himmel stehn; und was dieses Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drei Regenbogen, welche sich in der Gegend dieser Sonnen durchkreuzten. Und was mogte denn das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als eine Sonne? Oder gieng es bei dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa nicht mit rechten Dingen zu, wie die alten Weiber sprechen? Ich will euch das Ding erklären, wenn ihrs noch nicht weißt.

Auch bei uns sieht man wol zuweilen zwei, drei oder mehr Sonnen, auch wol zur Nachzeit eben so viel Monde am Himmel stehen, die man Nebensonnen und Nebenmonde zu nennen pflegt.

pflegt. Das kommt nun daher. Es befinden sich zuweilen solche Dünste in der Atmosphäre, (ihr wißt doch, daß dies Wort so viel als Dunstkreis bedeutet?) durch welche die Sonnenstralen nicht hindurch dringen können, sondern von denen sie, wie von unsern Spiegeln, zurückprallen. Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegeln aus: denn indem die Sonnenstralen von ihnen zurückgeworfen werden, und in unsre Augen fallen, so sehen wir auf ihnen das Bild der Sonne, oder wenn es Stralen des Mondes waren, das Bild des Mondes. Gewöhnlicherweise pflegt eine solche Lufterscheinung bei uns sich im Winter zu ereignen, und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind. —

Unsere Seefahrer schiften nun einige Tage lang durch lauter Eisschollen hin, welche, je weiter sie kamen, immer grösser und dicker wurden. Am 9ten Junius entdeckten sie Land. Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wol sein mögte: aber diese zeigten ihnen an der Stelle, wo sie sich jezt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land sein müsse.

Man steuerte darauf zu, und sahe nun deutlicher, daß es eine, ungefähr fünf Meilen lange Insel wäre. Nachdem sie die Schiffe

vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Schaluppe, und fuhr ans Land. Das erste, was sie hier erblickten, war eine große Menge Meweneier, die sie fleissig einsammelten, um einen Abendschmauß davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehn, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleiloth wäre ausgehauen worden. Es wurde ihnen sauer; indeß kamen sie doch glücklich hinauf. Aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen sollten? Daran schienen sie beim Hinaufklettern nicht gedacht zu haben; und das war sehr unbesonnen von ihnen gehandelt. Nicht ohne Schaudern blickten sie hinab, und sahen nunmehr mit Reue, wie viel sie, ohne Noth, gewagt hatten: denn zur Vergrößerung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges lauter spizige Felsenstücke, auf welchen man gar unsanft niederfallen würde. Indeß, was war zu thun? Sie waren nun einmal oben, und mußten wieder hinab. Da half also kein Zagen; als brave Kerle faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie oder auf den Bauch, und rutschten — alle glücklich hinunter. Barenz, welcher in der Schaluppe geblieben war, und ihnen zusahe, hatte sie schon alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblickten sie ein gräsliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit

mit langen weissen zottigten Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe fürchterlich brummende Töne heraus-gurgelte. Meine jungen Leser errathen wol schon, was für ein Thier dies Ungeheuer gewesen sey. Es war ein weisser Bär, dergleichen es nur in den nördlichsten Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären, theils durch ihre Größe, indem sie, wie schon gesagt, zwölf Fuß und darüber lang sind, theils durch ihre weisse Farbe, theils durch ihre grössere Raubgier, indem sie ohne Unterschied Menschen und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Fischen, Seehunden und todten Wallfischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise des Eismeers, und können schwimmen und untertauchen, wie die Enten.

Aber so fürchterlich dies Thier auch immer sein mag, so hatte das Schiffsvolk doch Lust, es mit ihm aufzunehmen. Sie beschlossen, nicht etwa es von fern zu erschiessen, sondern darauf loszugehn, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Schaluppe und ruderten ihm entgegen. Aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit

Aexten

Aexten und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hizig und dauerte lange. Zwei ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis es ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin
So lang und breit er war.

Man schleppte den todten Körper ans Schiff, und zog ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fanden es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ohngeachtet andere es so wohlschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polarcirkels unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und wo keine Fleischer wohnen, von denen man Kälber- oder Schöpsenbraten kaufen könnte?

Dieser glücklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß, daß man die Insel, bei der man sich jezt befand, die Bäreninsel nannte. Wenn ihr auf dem Planiglob über Norwegen hinauf nach Spizbergen hinseht: so werdet ihr sie da liegen sehen. Vielleicht steht der lateinische Name: insula ursorum, dabei.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker und steuerten abermals nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bei uns, aber nicht in

jener Gegend, der Tag sich zum Ende neigt, sahen sie etwas Großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es —— ein todter Wallfisch sei, auf welchem eine große Menge Meven saßen, die sich sein Fett, oder auch seine Läuse wol schmecken ließen. Schade, daß ihr noch nie einen Wallfisch gesehen habt, um euch so recht lebhaft vorzustellen, was das für ein Anblik sein müsse, ein so ungeheures Geschöpf zu sehn! Ich kenne ihn freilich auch nur aus Beschreibungen und Abbildungen: aber laßt doch sehen, ob ich euch nicht einen und den andern Umstand von ihm erzählen kann, den ihr vielleicht noch nicht recht gewußt oder schon wieder vergessen habt.

Die eigentliche Heimat des Wallfisches ist das Eismeer, sowol beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich auch nicht selten in südlicheren Meeren ein. Er ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wol zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren: jezt aber, da man jährlich ein Paar tausend Stücke derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Grösse anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß

lang zu sein. Der Kopf ist das gröste Stück an seinem Körper, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Heringen und Meerinsekten, die man Wallfischaas nennt, leben kan. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besezt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es halten sich eine Menge Insekten oder Läuse darinn auf, die ohngefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Meven herausgepikt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfes, unterwärts nach dem Bauche hin, liegen, und nicht größer als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser, wie eine Fontaine, in die Luft bläst. Sein Oberkiefer — auf den Fall, daß ihr diß Wort noch nicht kennt, füge ich hinzu, daß es so viel als der Oberkinnbacken bedeutet — enthält das, was wir Fischbein nennen, welches so groß und schwer ist, daß die ganze Schifsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schif hinauf zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinahe einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Bei Hamburg, Altona

und

und andern Orten, wo man jährlich Wallfischjäger ausschickt, braucht man diese Knochen zu Thorwegpfosten, oder man sägt sie in Stücken und rammelt sie, wie Pfäle, an solchen Oertern ein, wo keiner fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht größtentheils aus Speck, und dies ist es, wornach seine Feinde, die Menschen, hauptsächlich trachten: denn aus diesem Speck macht man bekanntlich den Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andre Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu: An den beiden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpunier, das ist, derjenige Mann, der mit der Harpune bewafnet ist. Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwei Widerhacken und mit einem hölzernen Stiel versehn, und an einem Stricke befestiget. Sobald man nun dem Ungeheuer nahe genug gekommen ist — welches mit der äussersten Behutsamkeit geschehen muß,

weil ein einziger Schlag mit dem Schwanze das Schif zerschmettern würde —— wirft ihm der Harpunier mit der grösten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspieß in den Leib. Kaum ist dies geschehn, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meeres und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Ziel der Harpune kaum eben so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worinn die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahin getrieben würde. Die Oberfläche des Meers färbt sich dabei vom Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deshalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen und spizigen Spiessen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darinn sizen läßt, so daß er zulezt das Ansehn eines Wäldchens gewinnt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt wie eine Insel darüber hervor. Dann werden Stricke daran bevestiget, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt; und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man buchsiren nennt.

Nun tritt das Schifsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck und die

Ober-

Oberkiefer oder den Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das nemliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schif windet und sie daselbst aufstellt, da dann mehr als ein Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und der weissen Bären.

Ich hoffe, meine wißbegierige jungen Leser werden mir diese kleine Ausschweifung nicht übel nehmen. Jezt kehre ich wieder zu unsern Seefahrern zurück.

Am 17ten und 18ten Junius mußten sie sich durch sehr viel Treibeis durcharbeiten, indem sie immer weiter gegen Norden segelten; worauf sie abermals an eine kleine Insel kamen. Dies war eine von denen, die ihr über der Bäreninsel unter Spizbergen liegen seht. Sie sahen daselbst nichts, was erzählt zu werden verdiente, und fuhren weiter.

Am folgenden Tage entdeckten sie abermal Land: und dies war dasjenige, was man nachher Spizbergen genannt hat, weil man auf

demselben viele spizige Berge hervorragen sieht. Unsere Seefahrer hielten es vor einen Theil von Grönland, worinn sie sich irrten.

Am 21sten Junius warfen sie im Gesicht dieses Landes Anker. Ein Theil des Schifsvolks ruderte in den Böten nach der Küste, um Ballast einzuholen. Was unter diesem Namen verstanden werde, wißt ihr schon; aber wenn ihr, wie ich vermuthe, mit Nachdenken leset, so wird auch wahrscheinlicher Weise die Frage einfallen: warum man denn jezt erst daran dachte, Ballast einzunehmen, nachdem man schon mehrere hundert Meilen zurückgelegt hatte? Wer unter euch getrauet sich, diese Frage zu beantworten? Der mache das Buch zu, und sage uns seine Meinung.

Getroffen, lieber Freund! — denn ich sehe im Geist, daß jeder meiner jungen Leser sogleich mit der Antwort fertig sein wird: „das rührte daher, daß ein Theil von dem, was das Schif bei seiner Abfahrt beschwerte, z. E. Brennholz und Lebensmittel, nun schon verbraucht war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas anders gelegt werden, damit das Schif wieder seine gehörige Schwere bekäme.„ Ich finde diese Antwort vollkommen richtig, und fahre daher fort.

Da die Matrosen Steine und Felsenstücke genug zusammengetragen hatten, und nun eben im Begriff waren, die Böte damit zu beladen: so kam ein grosser weisser Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, als wenn er ihnen den Krieg ankündigen wollte. Unsere Matrosen, denen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlossen, seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegen zu rudern. Es geschahe. Jezt begegneten sie einander; und nun begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehr war damals noch nicht so gemein, als jezt. Unsere Kämpfer —— die in den Böten versteht sich —— waren daher auch nur mit Spiessen, Axten und andern dergleichen Waffen versehn, womit sie ihrem Feind tapfer zusezten. Allein der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen oder krumm wurden. Daneben versuchte er einigemal zu entern, das heißt, das feindliche Fahrzeug fest zu halten, und Bord an Bord zu kämpfen. Statt der Enterhacken, deren man sich sonst dazu bedient, gebrauchte er seine Prazen, die er mit solcher Gewalt an das Vordertheil des einen Bootes schlug, daß, wenn der Schlag die Mitte des Schiffes getroffen hätte, das unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden sein. Endlich mußte er dennoch unterliegen. Todt schleppte man ihn an Bord, und zog ihm die Haut ab, welche diesmal dreizehn Fuß lang war.

3.

Beschreibung von Spizbergen. Reise von da nach Nova Zembla.

Dieses Land ist eines der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See her sehen kann, folgt ein spiziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen. Ausser einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Strauch, kein Baum. Nur im Julius und August hat man da etwas, was einem Sommer einigermassen ähnlich sieht; aber auch dieses Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterscenen unterbrochen. Der Himmel ist fast beständig trübe. Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr seltenes. Die lange Winternacht, welche, wie schon oben erwähnt worden, hier beinahe vier Monate währt, wird durch häufige und sehr hell flimmernde Nordlichter einigermassen erträglich gemacht.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnen sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der

der Vorsehung grade diese hierhergesäet zu haben: denn sie sind ein vortrefliches Mittel gegen den Scorbut, eine Krankheit, von der die Seefahrer besonders in diesen nördlichen Gegenden, so viel zu leiden haben!

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, ausser mancherlei Wassergeflügel, weisse Bären, Rennthiere und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind, und deren Pelzwerk sehr geschäzt wird. Von den weissen Bären habe ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauchbarsten und nüzlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keiner andern als in nördlichen Gegenden gedeien will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers geben ihm Speise; das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte gegen Wind, Kälte und Regen; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle des schönsten Pferdes. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Flaschen und Beutel aus der Blase. Und, was das Bewundernswürdigste ist, dieses so nüzliche Thier, ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts, als Moos und trocknes Laub, und auch von diesen

braucht sein Herr keinen Vorrath auf den Winter einzusammeln. Es weiß beides selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee bedeckt ist. Es krazt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit den Füßen weg, und nicht lang, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennt hier nicht die Weisheit der Vorsehung, welche diesem Thiere, welches sie für den kalten und unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht befriedigende Bedürfnisse gab!

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmückt, welches bei den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spizbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten dieses Landes, das Meer und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bei uns nicht kennt, und von denen ich euch daher einige nennen und beschreiben muß. Da sind z. B. ausser den Wallfischen, der Robbe oder Seehund, das Wallroß, der Schwerdtfisch, der Hayfisch und andere.

Der Robbe oder Seehund, den man auch wol Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch,

nur

nur die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande, des Winters auf dem Eise und im Wasser aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe mit abgeschnittenen Ohren. Das Maul und die Nase sind ihm mit Haaren bewachsen, welche den sogenannten Spürhaaren unserer Kazen gleichen. Ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile seines Leibes. Es hat nur zwei kurze Vorderfüsse, die er zum gehen oder vielmehr zum Fortrutschen brauchen kann: denn seine Hinterfüsse, die zwei kleinen Fischschwänzen gleichen, sind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm, wie Floßfedern, nur zum Rudern. Seine Länge beträgt vier bis acht Fuß. Der dicke Speck dieses Thiers giebt gleichfalls Thran; daher man, wenn es mit dem Wallfischfange nicht glücken will, eine Heerde Seehunde todtzuschlagen pflegt, um sich schadlos zu halten. Einige Schiffe segeln auch recht eigentlich in der Absicht hin, um eine Ladung von Seehundsspeck einzuholen. Sie liegen, besonders wenn die Sonne scheint, in großer Menge auf dem Eise, und schnarchen. Hier geht man mit Keulen bewafnet auf sie los, und da sie mit ihren beiden kurzen Beinen nicht geschwind entfliehen können: so ist es leicht, ihrer viele zu erlegen. Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie nun zwar betäubt, aber nicht getödtet: denn sie haben ein sehr zähes

Leben.

Leben. Man hat Beispiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Skelet desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Meergras oder Seetang und Fischen. Uebrigens ist dieses Thier für die armseligen Polarmenschen, d. i. diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen und ihre Kähne mit seinem Felle u. s. w. Auch bei uns macht man von dem Felle desselben Tabackstaschen für die Landleute, und beschlägt die Reisekoffer damit. *)

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel grösser und stärker, ungefähr so dick und lang als ein Ochs ist, einen viel dickern und rundern Kopf und zwei große Hauer im Maule hat, die wol eine Elle und darüber lang sind. Diese Zähne werden, wegen ihrer ausserordentlichen Weisse, noch höher geschätzt, als Elfenbein. Sie liegen gleichfalls Heerdenweise auf

*) Abbildungen vom Wallfische, vom weissen Bären, vom Seehunde und vom Wallrosse, könnt ihr in vielen Büchern, unter andern in Raffs Naturgeschichte für Kinder sehn.

auf dem Eise oder auch im Wasser und schnarchen. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich herzhaft, stehen auch einer dem andern treulich bei, suchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu fassen und umzustürzen, und brüllen dabei wie die Ochsen. Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, so verfolgen sie das Boot mit solchem Eifer, daß sie oft unter sich in Streit gerathen, indem einer dem andern vorzueilen sucht. Man tödtet sie blos um ihrer Zähne willen; denn Speck haben sie nicht, und ihr Fleisch ist ungenießbar.

Der Schwerdtfisch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachsen ist, mißt er achtzehn bis zwanzig Fuß, und ist an zwei Zentner schwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwerdt hervor, nur daß er eingekärbt ist, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man diesen Fisch auch wol zuweilen Sägefisch genannt. Er ist des Wallfisches Erbfeind, und sezt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann, sagt man, nimmt er zu seiner Beute blos die Zunge des Wallfisches, und läßt das übrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwerdtfisch mit einem Wallfische in Kampf ist: so hüten sie sich wol, ihn zu stören. Sie sehen vielmehr

geruhig

geruhig zu, weil sie wissen, daß sie, in diesem Falle, ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwerdtfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig, und schleppt die große Masse eine Strecke fort, ohngeachtet einige Schaluppen voll Matrosen sich nach der entgegengesezten Richtung fortzubuchsiren bemüht sind.

Von dem fürchterlichen Hayfische, der auch in andern Meeren lebt, habe ich schon in der Entdeckung von Amerika eine Beschreibung gemacht. Es sei mir daher erlaubt, meine jungen Leser darauf zu verweisen; und nun wieder zu unsern Reisenden zurück zu kehren.

Diese segelten einige Tage an der Küste dieses öden Landes herum, legten sich an verschiednen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie aber überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre; so beschlossen sie, ihre Reise fortzusezen, um, wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage: wohin sie ihren Lauf von da aus eigentlich nehmen sollten? und hierüber waren die beiden Steuermänner in ihren Meinungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen, behauptete, daß man noch

weiter gegen Norden steuern müsse, in der Hofnung, ein von Eise freies Meer daselbst zu finden; Barenz hingegen, der andere Steuermann, war einer entgegengesezten Meinung. Dieser glaubte nemlich, daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an wieder etwas südlich steuern müßten. Es wurde lange darüber gestritten. Endlich, da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß jeder seiner Einsicht folgen und segeln sollte, wohin es ihm beliebte. So wurden also beide Schiffe von einander getrennt. Cornelius lief nach Norden, Barenz nach Süden; beide in der Absicht, sich nachher gegen Osten zu wenden. Wir für unser Theil wollen den erstern seinem Schicksale überlassen und uns zu dem leztern halten. Vielleicht, daß wir am Ende doch noch erfahren werden, wie es jenem wird gegangen seyn.

Die Trennung der beiden Schiffe geschahe am 1sten Julius. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor. Wir überhüpfen also diese Zeit, indem wir unsern jungen Lesern zum Beschlusse dieses Kapitels nur noch melden, daß man an dem leztgenannten Tage im Gesicht eines Landes war, von dem man fand, daß es Nova Zembla war.

4.

Aufenthalt an der Küste von Nova Zembla. Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Schiffers gieng nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann, wo möglich, seine Fahrt wieder gegen Osten zu richten. In dieser Absicht segelte er längst der Küste hinauf. Allein, ohngeachtet es mitten im Sommer war, so konnte man doch, der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher öfters anhalten. Dies wiederfuhr ihnen unter andern bei einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt, und die Kreuzinsel genannt wird. Zwei Kreuze, welche auf dieser Insel stehen, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Namen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg der Schiffer Heemskerk mit einigen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach der Gegend hin wo die Kreuze standen. Sie sezten sich bei dem einen derselben nieder, um auszuruhen; und da sie nachher auch das andre besehen wollten, wurden sie plözlich zweier Bären gewahr, die sich unter demselben

selben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewafnet war, erschrack nicht wenig über diesen Anblick. Die Bären traten unterdeß auf die Hinterbeine, um zu sehen, was es gäbe, weil sie weiter riechen, als sie sehen können. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Matrosen die Hare vollends zu Berge, und sie liefen, was sie laufen konnten, um die Schaluppe zu erreichen. Allein der Schiffer, welcher beherzt war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem ersten, dem besten, welcher laufen würde, seinen Haken in den Leib stossen wollte. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird einer oder der andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrei: so werden die Bestien nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschahe, wie er gesagt hatte. Sie gelangten glücklich zur Schaluppe. Seht, junge Freunde, wozu es gut ist, das Herz an der rechten Stelle zu haben! Furchtsamkeit stürzt öfterer in Gefahr, als Muth.

Man fuhr fort, immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unablässig zwischen grossen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft sie nicht weiter kommen konnten, befestigten sich das Schiff an einer Eisbank, und la-

gen so lange daran still, bis etwa der Wind eine neue Oefnung gemacht hatte. Dann segelten sie weiter, bis sie abermals aufgehalten wurden. Damit ihr aber euch von der Grösse solcher Eisbänke einen Begrif machen möget, so wisst, daß man eine derselben ausmaaß, und sie 52 Klafter dick fand, indem sie 36 Klafter tief im Wasser gieng und 16 Klafter hoch über dasselbe hervorragte. Und das war bei weitem noch nicht eine der stärksten. Man behauptet, daß solche Eisberge zuweilen wol hundert Klafter hoch über dem Meere hervorstehen. Denkt einmal, hundert Klafter! Das ist viel höher, als der höchste Thurm, den ihr je gesehen habt.

Als das Schif noch an dieser Eisbank lag, hörte der Schiffer, der des Abends in dickem Nebel auf dem Verdecke gieng, auf einmal neben sich ein gewaltiges Schnauben, und da er hinsahe, erblickte er einen Bären, der sich bemühete an Bord zu kommen. Er rief: Leute her! und augenblicklich rannte alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geschrei, welches beim Anblick des Bären entstand, jagte dem Unthiere so viel Furcht ein, daß es von seiner Unternehmung abließ, und hinter Eishügel schlich. Es dauerte indeß nicht lange, so kam er wieder. Allein da man auf seiner Hut war und vier Mann mit Schießgewehr bereit standen: so empfieng er einige Schüsse, wodurch er bewogen ward, die Flucht

zu

zu ergreifen. Er verlor sich im Nebel und Schnee, und ward nicht wieder gesehn.

Am 10ten August brach das Eis, und die Schollen fiengen an zu gehen. Nur diejenige, an welcher das Schif vor Anker lag, stand unbeweglich fest, ohngeachtet andere vorbeitreibende Eisbänke mit grosser Gewalt daran stiessen. Daraus sahe man, daß dieser Klumpen auf dem Grunde des Meeres ruhen mußte. Und nun begreifen meine lieben Leser, wie man erfahren konnte, daß dieser Eisberg 36 Klafter tief unter Wasser stand. Sobald man nemlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkblei auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselsweise, und unsere armen halberfrornen Abentheurer mußten sich so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie konnten. Sie schwebten dabei stündlich in Gefahr, von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden; und es wurde viel Vorsicht und viel Geschicklichkeit im Manövriren, das ist, in der Kunst, das Schif zu wenden und zu lenken, dazu erfordert, dieser oft erneuerten Gefahr glücklich auszuweichen. Sie erhielten dabei von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor denen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen, auf ihrer Hut sein mußten

ten. Es kam einigemal zu harten Kämpfen: aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlich vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das nördliche Ende des Landes, und fiengen an es zu umschiffen. Einige von der Schifsgesellschaft, die ans Land geschickt waren, und einen spizigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frei vom Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermochten. Sie eilten, so sehr sie konnten, diese glückliche Entdeckung dem Schiffer mitzutheilen; und das Schiff erscholl von Frohlocken über die erfreuliche Nachricht. Gute Männer! mässiget eure Freude: – menschlige Hofnungen sind oft trüglich; wer weiß, wie bald die eurige wieder dahin schwinden kann!

Sie schwand leider! schon am nächsten Tage. Denn da man anfieng, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu seyn schien, fand man alles mit Eisbänken so besezt, daß man gezwungen war, sich wieder nach der Küste von Nova Zembla zurück zu arbeiten. Der Versuch ward noch einigemal wiederholt; aber immer vergebens. Jezt gaben sie den Zweck ihrer Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu finden, völlig auf; und ihr höchster

ster Wunsch war nun der, daß es ihnen nur möglich sein mögte, an der östlichen Küste von Nova Zembla wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen. In dieser Absicht fiengen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schif dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sah. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte und fest, wie eingemauert.

Am 29sten August, da das Schif in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen und andern Werkzeugen zu trennen und von einander zu brechen: aber wie wäre das bei der entsezlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fieng das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit Schneegestöber untermischt, warf die losgerissenen Schollen gegen das Schif: fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf; das Schif krachte, und man erwartete fast in jedem Augenblicke, daß es bersten würde. Weil die Eisschollen unter dem Schiffe sich mehr auf derjenigen Seite häuften, von welcher der Strom her-

kam, als auf der andern Seite; so neigte sich das Schif anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde: aber endlich häuften sich die Schollen auch auf der andern Seite an, und das Schif richtete sich wieder auf und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jezt stiessen noch mehr Eisschollen zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffes lagen, und hoben dasselbe vier bis fünf Fuß höher, als das Hintertheil des Schiffes, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Thauwerk des Schiffes klapperte; das Schif krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsezlichsten Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Junger Leser! der du vielleicht bei kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Gedult verlierst, wirf einen Blik auf diese Scene; stelle dir unsere armen Reisenden vor, wie sie, erstarrt von Kälte, und in banger Erwartung dessen, was da kommen sollte, noch immer beschäftiget sind, jedes mögliche Mittel zur Erhaltung des Schifs und zu ihrer eigenen Rettung zu versuchen, ohne in unthätige Muthlosigkeit hinzusinken: und schä-

me

me dich deiner eigenen Weichlichkeit, und fange an, dich durch geduldige Ertragung keiner Beschwerlichkeiten stark und männlich zu gewöhnen, damit du dermaleinst den größern Beschwerden und Gefahren des Lebens, welche auch für dich gewiß nicht ausbleiben werden, Muth und Standhaftigkeit entgegensezen könnest!

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstörung ihres Schiffes alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Schaluppe und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hofnungslosen Lage blieb man bis zum zweiten September, an welchem das Schif durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabei laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oefnungen. Da der nahe Untergang des Schiffes hierdurch immer wahrscheinlicher wurde: so lud man dreizehn Tonnen Zwieback, nebst zwei kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehn. Am 3ten nahm der Drang des Eises zu. Der äusserste Balken am Hintertheile des Schiffes, woran das Steuerruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau und ein anderes neues Tau, womit man das Schif an einer Eisbank befestiget hatte, zerrissen, wie Zwirnsfaden: das Schif selbst widerstand indeß noch immer der Gewalt des Eises, welches in

 der

der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite geworfen, aber auch hierdurch noch nicht zertrümmert. Weil man indeß nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde: so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge —— Pulver, Blei, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein —— nebst verschied'nen Werkzeugen und einem alten Segel, ans Land zu bringen. Von dem Segel machte man daselbst ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Matrosen, welche zwei Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie daselbst einen Fluß mit süssem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten. Unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes losgerissen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen. Abermals eine wohlthätige Veranstaltung der alles regierenden Vorsehung! Diese Nachricht machte Hofnung, daß es ihnen möglich sein würde, den langen schrecklichen Winter in diesem kalten und öden Lande auszuhalten, und es wurde daher beschlossen, eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grimmige Kälte und die Angriffe der wilden Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde

wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen Winden und Schneegestöber, sezte ihrer Arbeit so viel Hindernisse in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen. Unterdeß ereignete sich noch eins und das andere, welches erzählt zu werden verdient.

Am 15ten d. M. sahe der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drei Bären herankommen. Er machte Lerm, und das Schifsvolk bewafnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalzenem Fleische; dieses roch der Bär, watschelte hin, und wollte eben kosten, was für Fleisches wäre, als ihm vom Schiffe her eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweite Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurück zu ziehn. Sein zweiter Gefährte war unterdeß hinter einen Eishügel geschlichen. Das Ding mußte indeß anfangen ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen: denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüßen, auf welche sie sich, wenn sie angreifen wollen, gemeiniglich zu stellen pflegen. In dieser kriegerischen Stellung kam er grade auf die Matrosen los, um sie Mores zu lehren. Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottichte Ritter es sich ver-

sahe, hatte er auch eine Kugel in dem Leibe, welche ihn Mores lehrte. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schliessen mußte: allein er fand doch für gut, sich mit so groben Leuten nicht weiter einzulassen, und trollte ab. Den erlegten Bären weidete man nachher aus, und stellte ihn auf die Füsse, um zu sehen, ob Luft und Kälte ihn vielleicht zur Mumie machen würden, damit sie ihn einst, wenn sie das Glück haben würden, aus ihrem jezigen Elende befreit zu werden, mit nach Holland nehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tage zu Tage zu einem so hohen Grade an, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sahe sich daher genöthiget, den Feuerheerd in dem untersten Schifsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schif mit einem so dicken Rauche angefüllt wurde, daß unser einer geglaubt hatte, darin ersticken zu müssen. Den 23sten starb der Schifszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Berges, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man ein Grab hätte machen können. Das ganze Schifsvolk bestand jezt noch aus sechszehn Personen, von denen oft einer oder der andere krank war.

Gegen

Gegen das Ende des Septembers wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit an der Hütte von Zeit zu Zeit einstellen mußte, weil den Leuten die Klieder erstarrten, und das Treibholz, wovon sie die Baumaterialien nehmen mußten, unter tiefen Schnee verborgen lag. Um indeß das Werk doch einigermaßen zu fördern, brach man auf den Schiffen die bretternen Wände der Kajüten los, die Seiten der Hütte damit zu bekleiden und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermals vierzehn Tage, an denen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Matrosen nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte umzukommen. Das Schiff blieb dabei nach wie vor in seiner hofnungslosen Lage; die Tage wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedauernswürdiger.

5.

Winteraufenthalt auf Nova Zembla. Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am 12ten October, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beinahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darin; noch

konnte

konnte kein Feuer darin angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte. Denke, lieber junger Leser, was die armen Männer dabei auszustehen hatten! Und doch ertrugen sie ihr hartes Schicksal mit Gedult und Standhaftigkeit; fuhren fort an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfnisse von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich hierdurch ihr Elend, so gut sie konnten.

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen sein mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier. Allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu gute kommen. Denn indem man es nach der Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so daß die Fässer, selbst solche, die mit eisernen Reifen belegt waren, davon zerplazten. Das kann uns ohngefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damals herrschte. Man hob indeß die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ohngeachtet man gleich beim ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie am Feuer aufthauen ließ, Geschmack und Kraft verloren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl achte, nach der Hütte; doch mußte einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheits halber nicht zu gehen vermochte. Gott begleite dich, du

du armer kranker Mann, in die Hütte des Jammers, wo du keine von allen den Bequemlichkeiten finden wirst, deren du jezt so sehr bedarfst, und deren wir andern uns zu erfreuen haben, so oft die Vorsehung uns aufs Siechbette legt! —— Man zog auch die Schaluppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hofnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise steckte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genossen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen und erquickenden Sonnenlichts: allein auch dieses Glück, das einzige, was ihnen jezt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich beschrieb die Sonne einen kleinern Bogen am Himmel; jezt stand sie nur noch eine Handbreit höher als der Horizont. Man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmal nach dem Schiffe gieng, erblickte der Schiffer, welcher sie anführte, drei Bären, die auf die Matrosen los kamen, und erhob ein lautes Geschrei, um sie zu erschrecken. Die Matrosen ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem

Schiffe

Schiffe liefen. Heemskerk hingegen und einer, welcher eben so viel Herz hatte, bewafneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit einem Paar Hellebarden, welche sie auf dem Schlitten fanden. Sie wandten sich hierauf nach der andern Seite des Schiffes, wo die Bären nicht waren, und kamen glücklich an Bord. Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und liefen nun grade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man oben zwar noch Schießgewehr; aber damals waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Pfanne nicht durch Hülfe eines Feuersteins, sondern einer brennenden Lunte geschahe. Unglücklicher Weise hatte man nun kein Feuerzeug bei der Hand; und die zwei Hellebarden waren nicht hinreichend, drei Bären damit abzuhalten. Man schickte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer anzuschlagen, und einen andern, um Piken zu suchen. Allein in der Eile wolte das Feuer nicht fangen, und die Piken scheinen sich versteckt zu haben. Unterdeß bestrebten sich die grimmigen Thiere mit größter Gewalt das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch sie jedesmal bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen,

wie ein Hund, der zu apportiren gelernt hat. Endlich warf man dem größten unter ihnen eine Hellebarde in die Schnauze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abmarschirte. Die beiden kleinern folgten ihm nach; und so konnten die Matrosen sich wieder vor den Schlitten spannen und nach der Hütte zurückkehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weissen Fuchs, den man braten ließ. Man fand, daß er ohngefähr wie ein Kaninchen schmecke.

Am vierten November blieb ihnen endlich die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, deren Ende man kaum zu erleben hoffen konnte. Aber so wie die gütige Vorsehung in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer einige lindernde Tropfen süßen Trostes zu träufeln pflegt: so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen erträglich machen konnten. Denn erstlich nahmen an eben dem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich um den Winter in südlichern Ländern zuzubringen. Zweitens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief nun eben so, wie vorher diese, rund am Horizonte herum, ohne unter zu gehen. Drittens

tens war der Himmel fast unablässig von so herrlichen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beinahe so hell, als an einem trüben Tage, war. Das alles tröstete denn unsere armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Tageslichtes einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stille verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen; aber diese stand der strengen Kälte wegen still. Zum Glücke hatten sie auch eine Sanduhr mitgebracht, welche zwölf Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese dreheten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nachtlampe, die sie, in Ermanglung des Oels, mit geschmolzenem Bärenfette unterhielten.

Am sechsten November stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das größtmögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande zu verhindern, daß sogar der spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hitzig ist, zu einem Eisklumpen fror. Das Feuer

schien

schien damals seine Hize verloren zu haben; auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt: denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wann die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Sill und hofnungslos lag die Gesellschaft um das Feuer her; einer warf dem andern matte und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine größere Hize geben, als Holz, und auch nicht so bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsaz ward unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt; und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde. Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu vermehren und zu unterhalten suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den Rauchfang, und schwazten noch eine Zeitlang, lustiger als jemals, im Bette mit einander. Aber bald verlor sich ihre Lustigkeit, und es wurde ihnen gar wunderlich zu Muthe. Sie empfanden alle

Schwindel und Betäubung, und waren unfähig sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren, sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwei von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thür und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beide schnell zu eröfnen. Dies geschahe noch zu rechter Zeit; aber derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesicht in Schnee. Das war aber ein Glück für ihn; denn durch die Kälte des Schnee's, durch die frische Luft, und durch etwas Essig, womit man ihn besprengte, ward er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich allen das Leben.

Ihr merkt wol, meine jungen Leser, was an diesem Unfalle Schuld sein mogte — der eingesperrte Kohlendampf. Solche Dämpfe haben schon manchen Menschen das Leben gekostet. Noch etwa vor vier Wochen wurden in der Gegend, wo ich wohne, zwei gesunde starke Bauermädchen davon erstickt, welche einen Topf voll Kohlen mit sich in ihre Schlafkammer genommen hatten, um sich die Betten zu wärmen. Am andern Morgen fand man sie beide todt. Seyd durch diese Beispiele gewarnt, ihr jungen Freunde! Hütet euch vor eingesperrten Dämpfen jeder Art, besonders vor Kohlendämpfen. Duldet künftig keine Kohlenbecken in euren Zimmern; und leidet nicht, daß man die Rauchröhre an

eurem Windofen zuschiebe, so lange noch eine einzige glühende Kohle übrig ist. Mancher stirbt eines plötzlichen Todes, von dem man glaubt, der Schlag habe ihn gerührt; untersuchte man die Sache genauer, so würde man vielleicht finden, daß er an einer Feuerkieke oder an einem zugemachten Ofen gestorben sei. Laßt euch warnen, ihr Lieben! und duldet dergleichen Misbräuche wenigstens in demjenigen Zimmer nicht, welches ihr das eurige nennen dürft!

Und nun sei es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläuftigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren; zusammenzuziehn, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine Fuchsfalle verfertigte, worin man manchen schönen weissen Fuchs lebendig fieng, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Müzen und andere Kleidungsstücke verfertigte: daß der Schiffschirurgus in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worin sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten, welches sowol zur Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die übrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen, daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte, die Schuhe an den Füssen so hart wie Horn

froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über drei bis vier Paar Strümpfe anlegten, um die Füsse nur einigermassen warm zu erhalten; und daß sie, sogar in ihren Betten, sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und sich diese einander zureichten.

So gieng ihnen das Jahr zu Ende; und das folgende 1597ste Jahr brach unter gleichem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermaligen Verminderung der täglichen Portionen schreiten, ohngeachtet die Eßlust durch die fortdauernde grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verloren diese unglücklichen Menschen noch nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihr Leiden, und die Hofnung einer möglichen Errettung, nach überstandenem Winter, gab ihnen Stärke, sie zu ertragen.

Am fünften Jenner fiel ihnen des Abends ein, daß es das Dreikönigsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten, einmal einer

ner kleinen Erquickung zu geniessen; und der Schiffer, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich sein wollte, gab ihnen zwei Pfund Mehl und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchen daraus zu machen. Wie ihnen das schmeckte! Wie froh sie dabei wurden! O ihr, die ihr zehn, zwanzig und mehr ausgesuchte Schüsseln nöthig habt, wenn eure verwöhnten Begierden befriediget werden sollen, seht her auf diesen frohen Schmaus von zwei Pfund Mehl und etwas Oel, und lernt, wie wenig der unverderbte Mensch bedarf, um satt und froh zu werden, und erschreckt bei dem Gedanken, wie weit ihr euch in eurer ganzen Lebensart von dem simpeln Wege der Natur, der zugleich der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit ist, verirrt habt! Unsere genügsamen Seemänner waren diesen Abend vergnügter, als ihr bei euren köstlichen Gastmahlen zu sein pflegt; und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchen ohne Butter und Eier! Sie giengen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie, nach damaliger Sitte am Dreikönigsfeste, einen König unter sich wählten. Das Loos, wornach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Constabel, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, d. i. von einem Lande wurde, welches über 200 Meilen im Umfange hat.

Allmählich fieng man zu merken, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu sein scheinen, sich wieder absonderten und kenntlich machten. Auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferin der Sonne zu sein schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte. Die Tage waren auch nicht mehr völlig eben so kalt, als vorher: denn wenn man ein Gutes Feuer in der Hütte unterhielt, so fielen grosse Stücke Eis von den Wänden herab, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen kamen, welches vorher, auch bei dem grösten Feuer, nie geschehen war. Von dieser Zeit an giengen sie täglich aus, und übten sich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenksam zu machen.

Am 24sten Jenner, da eben ein heller und schöner Tag war, gieng der Schiffer Heemskerk mit zwei Gefährten nach der Küste hin, um zu sehen, wie es mit dem Eise stünde. Plözlich entdeckte einer von ihnen ein Stück von der Sonnenscheibe, welches über den Horizont hervorragte; und die Freude, welche die guten Leute bei diesem Anblicke empfanden, läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Sie eilten in vollem Laufe zurück, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen. Die Freude vernahmen sie mit Entzücken; nur Barenz, der sich auf astronomische Rechnungen

ver-

verstand, schüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil, seinen Ausrechnungen nach, die Sonne erst nach vierzehn Tagen sichtbar werden konnte. Allein was geschah? Drei Tage nachher, da der Himmel wieder heiter war, stand, zur unaussprechlichen Freude der Gesellschaft, die ganze Sonne rund und schön über dem Gesichtskreise, und schoß ihre lieblichen Strahlen über die noch starre Wintergegend hin. Was das für ein Anblick war! Wie ihnen das Herz dabei für Freuden klopfte!

Barenz war erstaunt; er rechnete noch einmal, und fand von neuem, daß die Sonne Unrecht habe, schon jezt hervorzukommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damals befanden, erst nach vierzehn Tagen zum erstenmale wieder sichtbar werden mußte. Er überzeugte seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen da stehe, und die astronomische Rechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache: wem sollten sie nun glauben? Ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Abergläubische Leute würden mit der Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung geschwinder

 fertig

fertig geworden sein. Dies ist ein Wunder! würden diese ausgerufen haben. Uns zum Besten hat Gott den Lauf der Natur geändert, und seiner Sonne geboten, ihren Gang zu beschleunigen, um uns früher sichtbar zu werden, als es natürlicher Weise hätte geschehen können. Da seht nun, ihr Unglaubigen, die ihr alles, was in unsern Tagen am Himmel und auf Erden geschieht, aus natürlichen Ursachen erklären wollt, daß Gott auch noch heutiges Tages zum Besten der Glaubigen Wunder verrichtet, und daß es gottlos ist, aus eurer Philosophie, Astronomie und Naturlehre erklären zu wollen, was die Hand Gottes unmittelbar selbst gethan hat! —

Gesezt nun, ihr, meine guten jungen Freunde, wäret selbst dabei zugegen gewesen, hättet die Sonne mit euren eigenen Augen gesehn, und die Richtigkeit der Rechnung des ehrlichen Barenz mit eurem eigenen Verstande erkannt: was würdet ihr dazu gesagt haben? Mich deucht, ich sehe es euch an, daß ihr dabei in große Verlegenheit würdet gerathen seyn. Ich will euch ehrlich sagen, was ich dabei gedacht haben würde.

„Ich weiß nicht, würde ich zu mir selbst gesagt haben, ob mein Verstand oder meine Sinne triegen: aber das weiß ich zuverlässig, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der

grosse

grosse und weise Schöpfer die Ordnung seiner Weltmaschine um meinetwillen unterbrechen werde. Was bin ich Wurm, oder was sind Hundert andere meiner Mitwürmer auf Erden, wenn wir uns gegen die Unermeßlichkeit des Weltalls und gegen die ungeheuren Zahlen anderer Geschöpfe in andern Weltkörpern halten — was sind wir, um uns einzubilden, daß Gott um einer Handvoll solcher Würmer willen, die schöne Ordnung seiner großen Weltmaschine stören, und Wunder verrichten werde, die auf nichts Grosses, und allgemein Wohlthätiges abzwecken, sondern nur zu Gunsten einiger wenigen Geschöpfe geschehn würden? Wenn ich etwas, was ich nicht zu erklären weiß, für ein Wunder halten soll, so müßte mir zuvörderst irgend eine sehr grosse und erhabene Absicht einleuchten, welche der Schöpfer dabei haben könnte. Da nun das aber hier nicht der Fall ist: so will ich das Unbegreifliche dieses Vorfalls lieber für eine Folge meiner Unwissenheit, als für eine übernatürlichen Wirkung, halten. Was ich nicht zu begreifen vermag, das können mir vielleicht andere Leute erklären, welche gelehrter und einsichtsvoller sind, als ich. Diese will ich gelegentlich darüber zu Rathe ziehn; und bis dahin die ganze Sache unentschieden lassen. „

Vermuthlich dachte Barenz eben so; denn ich finde in seinem Tagebuch nicht, daß er die

Sache für ein Wunder gehalten habe. Wol aber zeichnete er sie sorgfältig auf, um dermaleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurückzuführen, das Urtheil der Astronomen darüber einzuziehn. Und daran that er sehr vernünftig; denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt und also auch ununtersucht geblieben; und wenn einer oder der andere unter uns einmal einen ähnlichen Vorfall erlebte: so würden wir ihn immer noch nicht zu erklären wissen.

„Also kann man ihn doch jezt erklären?„ Allerdiengs, ihr lieben Leser; und wenn ihr wollt, so könnt ihr — im Kleinen, versteht sich — dasselbe Wunder in eurer Stube nachmachen. „O geschwind!„ Nicht zu hizig, ihr kleinen Leute; sonst mögte das Experiment verunglücken. Nehmt einmal die Oberschale vom einer Theetasse, und legt ein kleines Stück Geld hinein. Stellt euch hierauf so, daß ihr etwa bis mitten in die Schale, aber nicht bis auf den Grund derselben, wo das Geldstück liegt, hinabsehen könnt. Nicht wahr, nun seht ihr von dem Gelde nichts? Aber Geduld! Jezt gießt jemand das Oberschälchen voll Wasser, ihr aber bleibt auf eurer Stelle stehen: und — o Wunder! auf einmal seht ihr bis auf den Grund der Tasse, und seht zugleich das Geld, welches ihr vorher nicht sahet. Wie in aller Welt mag das doch zugehn?

Die

Diejenigen unter euch, welche schon etwas von der Naturlehre gelernt haben, wissen den Grund davon: den übrigen kann ich hier nur vorläufig sagen, daß diese wunderbare Erscheinung von der Brechnung der Lichtstralen herrühre, wovon sie künftig mehr hören werden, wenn man anfangen wird, auch sie mit der iezt genannten angenehmen Wissenschaft bekannt zu machen. So oft nemlich die Lichtstralen aus einer dünnen Materie in eine dichtere übergehn, z. E. aus der Luft ins Wasser, so werden sie gebrochen, daß heißt sie nehmen eine andere Richtung an, oder gehen einen andern Gang. Geschieht aber dieses, so zeigen sich die von ihnen erleuchteten Gegenstände an einem andern Ort als demjenigen, wo sie wirklich sind. Hier z. E. sieht man das Stück Geld in der Mitte der Tasse, ohngeachtet es eigentlich auf dem Boden derselben liegt. Nun braucht man nur zu wissen, daß diejenige Luft, welche unsere Erde zunächst umgiebt, viel dichter ist, als die höhere Himmelsluft: so begreift man leicht, daß die Sonnenstralen, indem sie aus der obern feinen in die untern dickere Luft unserer Atmosphäre übergehn, gleichfalls gebrochen werden, und daß wir daher die Sonne bei ihrem Aufgange sowol als auch bei ihrem Untergange immer etwas höher am Himmel sehen müssen, als sie jedesmal wirklich steht. So oft wir sie daher des Morgens aufgehen sehen: so ist sie das noch nicht selbst, sondern nur ihr Bild, welches

wir in dem Dunstkreise erblicken, so wie wir jezt das Stück Geld in dem Wasser an einem Orte sehen, wo es wirklich auch nicht ist. Eben dieses geschieht auch des Abends beim Untergange der Sonne: denn auch da ist sie wirklich schon unter den Horizont hinabgesunken, wenn wir ihr Bild noch hell und klar am Himmel flimmern sehn.

Begreift ihr nun, woher es kam, daß man die Sonne auf Nova Zembla vierzehn Tage früher wieder sahe, als es nach Barenz astronomischer Ausrechnung hätte geschehen müssen? Der sternkündige Mann hatte Recht, denn er rechnete den wirklichen Standort der Sonne aus; aber die Augen seiner Gefährten hatten auch Recht, denn sie sahen das Bild der Sonne, welches sich von der wirklichen Sonne nicht unterscheiden läßt. Und wo bleibt nun das Wunderbare in dieser Erscheinung?

Eben so verschwinden alle die Frazen der Feen- und Gespenstermärchen, so bald man sie mit einer aufgeklärten Vernunft beleuchtet!

6.

Fortgesezter Aufenthalt auf Nova Zembla. Anstalten zur Abreise.

Keine Rose ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid! Das ist ein Sprichwort, welches sich durchs ganze menschliche Leben bestätiget. Auch unsere Freunde auf Nova Zembla mußten jezt die Wahrheit desselben erfahren: denn zu eben der Zeit, da die wiederkommende Sonne sie in Entsezen sezte, hatten sie das Unglück, einen ihrer Gefährten, welcher schon eine Zeitlang krank lag, durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit Leidwesen in Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Plaz. Einer der erstern, der sie bei ihrer Hütte anfiel, und den sie glücklich erlegten, war so feist, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung der Lampen ausschmolzen, über hundert Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemal merklich nachgelassen, aber sie kehrten eben so oft mit erneuerter Stärke zurück. In der Mitte des Februars war sie grösser und unerträglicher als jemals. Diese unerwartete Verschlimmerung würde

würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hofnung, aus ihrem Elende endlich einmal erlöst zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Brennholz anzuschaffen. Die Aufsuchung und Herbeiholung desselben war jedesmal mit den allergrößten Beschwerden verbunden; denn es mußte nicht nur weit hergeholt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervorgesucht und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt und von der Noth getrieben wird!

Einst, da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart und seine Absicht durch ein gräsliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehr und drückten auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine einzige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! Das Ungeheuer stieg unterdeß die Stufen herab, welche in dem Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thür, die es erbrechen wollte: allein der Schiffer stellte sich an dieselbe, und hielt sie so

fest,

fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen marschirte er ab; kam aber bald darauf, als wenn er sich eines bessern besonnen hätte, zurück, stieg auf das Dach der Hütte, und fieng so schrecklich an zu brummen, daß allen die Haare zu Berge stunden. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureissen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Urtheilt selbst, junge Leser, wie ihnen dabei zu Muthe sein mußte! Aber die Vorsehung wachte auch diesmal über ihr Leben. Der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben; doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedeckt war, und zog sich hierauf, nach einer ausserordentlichen Verwüstung, zum zweitenmale zurück.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15ten April. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Das Eis, worin es steckte, war zu einer erstaunlichen Dicke angeschwollen, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Straßen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es eine Bastion, dort einen Wall aufgeworfen. Weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öfnen und vom Eise frei zu

werden. Dies erweckte bei allen die Hofnung und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Heemskerk hatte beschlossen, erst das Ende des Maimanats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen mögte, daß er die Hofnung das Schiff gerettet zu sehn, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben zu früh aufgegeben habe.

Das Ende des Mai's erschien; allein das Schif steckte noch immer fest. Das Eis, womit es eingeschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhn: denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entfernteren Eisfelder zerbrachen und von dem Winde fortgeführt wurden. Jezt gab der Schiffer Befehl, die Schaluppe und das Boot, welche unter Schnee verschüttet lagen, auszugraben, um sie zu der langen und höchstgefährlichen Reise, die sie darin unternehmen wollten, nach Möglichkeit auszurüsten. Das waren süsse Töne in den Ohren der Bootsleute, denen keine Gefahr so gros und fürchterlich schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinbringen zu müssen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt; und es kostete unbeschreibliche Anstrengung, die beiden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee hervorzuzihn. Oft sanken ihnen die Arme; aber die Worte des Schiffers: „wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben und in kurzem euer Grab in diesem Schnee finden

den wollt: so müßt ihr die Fahrzeuge, auf denen die ganze Hofnung unserer Befreiung beruhet, in Stand zu sezen suchen," tönten, wie ein Donner, in ihre Ohren, und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indeß verstrich unter dem Geschäft der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maimonat. Oft wurden sie während der Arbeit von Bären angefallen, und mehr als einmal geriethen sie dabei in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft wurde die Witterung milder und das Meer fing an vom Eise gereiniget zu werden: so führte wieder ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurück, und das Meer ward von neuem weit und breit mit Eisfeldern und Eisbergen bedeckt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn alles fertig sein würde, von da weiter bis nach dem Ende des Eises hinzuziehn und sie dann ins Wasser zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit zu, die Hütte zu räumen, und alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nüzlich werden konnte, vorläufig gleichfalls nach dem Schiffe zu bringen. Dies war ohngefähr der halbe Weg bis zu dem Orte, wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsetzlich, daß man alles stehen und liegen laßen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken: denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der starke Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Aber auch diese Beschwerlichkeit wurde mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrigen Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11ten Junius stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jezt begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst zu ihrer Reise unentbehrlich war, waren jezt an Bord des Schiffes gebracht, und die beiden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen daneben. Auf einmal erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen und das Schiff mit allem, was darin war, zertrümmern und in den Abgrund senken würde. Und geschahe dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich vorüber.

Um

Um so viel freudiger schritten sie daher zu der lezten sauren Arbeit, die ihnen noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge nach dem Wasser ziehn und sich einschiffen konnten. Diese bestand darin, daß sie erst einen Weg vom Schiffe bis zum Wasser bahnen mußten. Das Eis hatte nemlich, wie wir schon wissen, lauter Berge und Thäler gebildet, über welche man die Fahrzeuge unmöglich weg ziehen konnte. Diese mußten also erst geebnet werden; und das war in der That keine leichte Arbeit. Sie giengen indeß mit Aexten und Hacken frisch daran; hatten während der Arbeit noch einen harten Kampf mit einem Bären, den sie besiegten; und kamen endlich auch mit diesem mühseligen Geschäfte glücklich zu Stande.

Barenz und der Schiffer Heemskerk hatten unterdeß eine Nachricht von ihren bisherigen Schicksalen aufgesezt. Eine Abschrift derselben steckten sie in ein Büchschen, und liessen dasselbe zur Nachricht für diejenigen, welche etwa nach ihnen hierher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurück. Sie hatten darin den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehn Monate lang in dieser gräulichen Gegend erhalten hatten. Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schicksal derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie

sie, das Unglück hätten, hier überwintern zu müssen. Aber selbsterlebte Noth macht allemal mitleidig und geneigt zu jedem Werke der Menschlichkeit; und das ist eben eine von den Ursachen, warum der gute Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwei andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte der Schiffer auf die beide Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglückte, und das andere glücklich nach dem festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beimessen mögte. Er ließ daher, zu desto grösserer Beglaubigung, die ganze Schiffsgesellschaft diese Nachrichten unterschreiben.

Jezt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen. Dann fuhr man alles, was zur Ladung bestimmt war, gleichfalls auf Schlitten dahin. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, alle Waaren, die von der Näße verderben konnten, in Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das übersprüzende Wasser ihnen nicht so leicht schaden mögte. Die ganze Ladung bestand aus sechs Ballen feiner Tücher, einer Küste voll leinen Zeug, zwei Ballen Sammt, zwei kleinen Kisten voll Geld, zwei Tonnen mit Takelwerk und Wäsche des Schiffsvolks, dreizehn Tonnen Zwieback, einer Tonne Käse, einer kleinen Tonne Speck, zwei Tonnen

Oel

Oel, sechs Tonnen Wein, zwei Tonnen Weinessig und den Kleidern des Schiffsvolks. Diese vielen Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

7.

Abreise von Nova Zembla. Unzählbare Gefahren und Mühseligkeiten.

Es war am vierzehnten Junius 1597 früh um sechs Uhr, als sie sich einschiften und unter Segel giengen. Zwei von ihnen, nemlich Barenz und ein Matrose, mit Namen Andriß, waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug Einen gelegt, damit man für jeden derselben um so viel mehr Sorgfalt haben könnte, wenn das Schiffsvolk beider Fahrzeuge sich darin theilte.

Voll Muth und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wol noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts Geringeres, als dieses: in zwei elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von zweihundert deutschen Meilen unter einem Himmelsstriche, welcher mitten im Sommer unserm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald fest standen, bald vom Sturmwinde losgerissen

rissen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit so ausgemergelten Körpern! Mit Kräften, die von überstandenen Mühseligkeiten schon so sehr geschwächt waren! In der That, man muß erstaunen, wenn man die Grösse dieser gefahrvollen und unbeschreiblich mühseligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Der Ort, wo sie überwintert hatten, war, wie wir wissen, auf der östlichen Seite des Landes. Der kürzeste Weg von da nach dem festen Lande wäre der gewesen, an dieser östlichen Küste hinab gegen Süden zu segeln. Allein Heemskerk wählte — ich weiß nicht gewiß warum? vermuthlich aber deswegen, weil er Ursachen hatte zu vermuthen, daß das Meer auf der westlichen Seite von Nova Zembla freier sein würde, als das auf der östlichen Seite — er wählte also, sage ich, einen unweit längern Weg. Er beschloß nemlich, erst wieder nördlich zu halten, dann um die nördlichste Spize von Nova Zembla, oder das sogenannte Eiscap zu segeln, und dann erst auf der andern westlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu steuern.

Dem zu folge hielt er also bei ihrer Abreise gegen Norden. Allein sie waren noch nicht gar weit gekommen, als sie schon von Eisbänken dergestalt eingeschlossen wurden, daß sie nicht weiter kommen konnten. Ein trauriger Anfang.

den

den abergläubische Leute nicht ermangelt haben würden, für eine schlimme Vorbedeutung zu halten! Nicht so, unsere Freunde, die braven Holländer, welche Männer und keine abergläubische alte Weiberchen waren! diese legten sich so lange ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Plaz zu machen, und sie nuzten die Zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen. Anstatt also, daß sie sich durch diese erste Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens hätten sollen abschrecken lassen, bemüheten sie sich vielmehr, einigen Vortheil daraus zu ziehn; und das war vernünftig von ihnen gehandelt!

Auch sahen sie sich bald darauf im Stande, weiter zu segeln. Der Wind war ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräfte dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördlichste Spize des Landes erreichten. Mit den beiden Kranken wurde es indeß je länger, je schlimmer, ohngeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befände? zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tod diesmal noch zu entgehen hoffe. Er fragte: ob man bei dem Eiscap wäre? und da man das bejahete, so wünschte er aufgehoben zu werden, um dies Vorgebirge noch einmal in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich Zeit dazu nehmen, denn

die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermals zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, rannten die Eisbänke auf eine so schreckliche Weise gegen die Fahrzeuge, daß dem Schifsvolke die Haare zu Berge stunden, weil man mit jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier, vermuthlich eines reissenden Meerstroms wegen, einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug auszubeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermogte, und es gieng so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sahe, sich aus demselben heraus zu arbeiten. Auch den Beherztesten entfiel dabei der Muth; sie hielten sich sammt und sonders für verloren, und sie fiengen schon an, Abschied von einander zu nehmen. Zwar zeigte sich ihnen noch ein einziges Mittel zur Rettung; aber alle ihre Bemühungen, sich desselben zu bedienen, blieben fruchtlos. Es stand nemlich nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen und vor den herumschwimmenden Schollen sichern konnte: aber sie fanden es unmöglich, sich mit den Fahrzeugen bis dahin durch zu arbeiten. Aber seht, meine Kinder, wie ein einziger entschlossener und muthiger Mann oft der Schuzengel vieler andern Menschen werden kann! Van Veer, einer aus der Gesell-

schaft

schaft, der schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmal sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich, das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte, wie ein Frosch, von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich, wider alles Erwarten, glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche an einander lagen, folgten dem Zuge, und gelangten auf diese Weise gleichfalls an das Eis. Viel Glück, braver van Veer, zu der Freude, die du empfinden mußtest, deine Gefährten alle durch dich gerettet zu sehn!

Man sorgte zuerst für die Kranken: trug sie in Tüchern auf das Eis, und legten ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Hierauf luden sie alles übrige auf, und zogen zulezt die Fahrzeuge selbst aufs Eis, weil diese durch die Schollen so sehr beschädiget worden waren, daß sie einer grossen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor; dann giengen sie an den Strand, womit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusammenhieng, um Vogeleier für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eis bedeckt. Ein sehr niederschlagender Anblick! Schien es doch, als wenn es ihnen blos deswegen geglückt wäre, bis hieher zu kommen, damit ihr Zustand nur noch hülfloser würde, und damit sie unter ihrem Elende desto früher erliegen mögten! Fast beneideten die gesunden Kameraden den kranken Andriß, da sie sahen, daß es sich mit ihm zum Ende neigte, weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß er von allen Mühseligkeiten nun bald erlöset werden würde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein Ende auch nicht mehr fern wäre. Allein da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nachsahe, die van Veer von denjenigen Gegenden dieses Landes, die sie gesehn, verfertiget hatte: so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befände, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und forderte zu trinken. Aber kaum hatte er getrunken, als er plözlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man verlor in ihm einen braven Gefährten und einen einsichtsvollen Steuermann, auf dessen Geschicklichkeit ein großer Theil der Hofnung beruhete, daß ihre gefahrvolle Unternehmung ein glückliches Ende erreichen würde. Der Matrose Andriß starb kurz darnach. Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee

und

und Eise liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedeckten, fest wie eine Mauer standen. Am fünften Tage, als am 22sten Junius, blies ein Südostwind, und man sahe das Wasser offen. So gleich ward eingepakt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie auf 50 Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im Wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war, an ein freies und schifbares Wasser zu kommen. Und nun segelte man, wiewol nicht ohne öftere neue Unterbrechungen, weiter.

Am 25sten, da man abermals an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm. Das Eis, an welchem die Fahrzeuge bevestiget waren, zerbrach, und die Stüke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren, bald zwischen treibenden Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk bot alle ihm noch übrige Krafte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch blosses Rudern nicht erreicht werden konnte: so wagte man, das Fockſegel,

d. i.

d. i. ein kleineres am Vordermast befestigtes Segeltuch, aufzuziehen. Allein der Fock- oder Vordermast des Bootes wurde vom Sturmwinde zerbrochen, und man sahe sich daher gezwungen, das grosse Segel zu Hülfe zu nehmen, wenn man der Schaluppe folgen und nicht allein ins weite Weltmeer fortgetrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hinein blies, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt worden sein, wenn man das Segel nicht augenblicklich gestrichen, d. h. wieder herabgelassen hätte. Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten. Aber wohl ihnen, daß sie dem ohngeachtet noch Gegenwart des Geistes genug behielten, um in dem Augenblicke, da sie sich für verloren hielten, noch auf ihre Rettung bedacht zu sein! Denn noch war die Zeit nicht da, die der Himmel zu ihrer Sterbestunde bestimmt hatte. Plözlich verwandelte sich der Sturm aus Süden in einen gemäßigten Nordwestwind, der ihre Fahrt nach dem festen Eise an der Küste begünstigte, wobei sie denn auch endlich glücklich wieder ankamen.

Allein da sie sich hier nach der Schaluppe umsahen, fanden sie dieselbe nirgends. Man hofte indeß, daß nur der dicke Nebel, welcher die

die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eise hin, um sie aufzusuchen. Allein umsonst. Man fieng schon an sie für verloren zu halten, als van Veer, der das Boot commandirte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie sezten hierauf ihre mühselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bei einem Eisfelde vorbei, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Eine solche Menge von diesen Thieren hatte man noch nie zusammen gesehn. Es würde der Mühe werth gewesen sein, Jagd darauf zu machen, wenn man in einer Lage, als diejenige war, worin unsere Reisenden sich befanden, zu so etwas Lust haben könnte. Ueberdem, warum sollten sie diese Thiere unnüzer Weise tödten, da sie das, warum man sie zu tödten pflegt, ihre Zähne, weder jezt zu gebrauchen wußten, noch mitnehmen konnten? Sie begnügten sich daher unter eine Flucht von Zugvögeln zu schiessen, die ihnen in eben dieser Gegend aufstiessen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroßzähne. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Duzend derselben zu erlegen.

Am 28sten, da sie abermals an festes Eis gekommen waren, und von herumschwimmenden Eisschollen sehr gedrengt wurden, legten sie sich bei jenem vor Anker; luden alles, was in den Fahrzeugen war, aus; zogen hierauf die Fahrzeuge selbst aufs Eis; machten ein Zelt von einem Segeltuche und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wol zu statten; denn um Mitternacht fanden sich drei große weisse Bären ein; welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrei von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beiden andern ergrieffen die Flucht. Aber am folgenden Tage kehrten sie zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspize, wo beide über ihn herfielen, und anfiengen ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verliessen ihren Fraß. Vier Personen begaben sich nach dem Orte hin, und fanden zu ihrer Bewunderung, daß sie den sehr großen Körper in so kurzer Zeit um die Hälfte schon verschlungen hatten. Diese vier Männer waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen; und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt. Dieser Umstand kan uns zum Maaß-

stabe

stabe dienen, um uns von der ausserordentlichen Stärke dieser Thiere einen Begriff zu machen.

Weil der Wind an diesem und den beiden folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies: so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eise liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesezt; aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmal den Sieg.

Die Nacht vom ersten bis zum zweiten Julius war eine der gefahrvollsten und mühseligsten unter allen, die sie bis jezt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr stießen die Eisschollen bei einem starken Westwinde mit solcher Heftigkeit gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, sich absonderte und fortschwamm. Das größte Unglück hierbei war zuvörderst, daß alle Ballen und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten derselben beim Auseinandergehn desselben ins Wasser fielen. Aber das war noch nicht alles. Diejenige Seite des losgerissenen grossen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von wannen neue Eisschollen unablässig herangetrieben wurden, die sie brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zusamt den dabei befindlichen Menschen zu zertrümmern oder zu überschütten droheten. Man

Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank, die dem Lande zugekehrt war, fortzuziehen suchen. Allein das Eis brach ihnen dabei mehr als einmal unter den Füssen. Das Boot, nebst den damit beschäftigten Leuten warde fortgerissen. Der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eises so beschädiget, daß es leck ward. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten, und das halb zertrümmerte Boot hinter sich herzuziehn suchen.

Zu noch grösserem Unglück lag ein Kranker darin, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ohngeachtet jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Schaluppe kamen. Seht da, ihr jungen Freunde, was unverdorbenes Gefühl der Menschlichkeit vermag! Indeß der reiche und selbstsüchtige Wollüstling mit zusammengeschrumpften Herzen sich kaum entschliessen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von seinem Ueberflusse zuzuwerfen oder seine Blösse mit einem abgelegten Kleidungsstücke zu deken, sezen arme, von Tunger, Kälte und Elend entkräftete Matrosen ihr Alles — ihr Leben aufs Spiel,

Spiel, um einen kranken Kameraden zu retten, der ihnen nur zur Last war, und von dem zu vermuthen stand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menschlich sein! Das mußte ein Schauspiel abgeben, bei dem selbst Engel hätten Freudentränen weinen mögen! Die Vorsehung segnete diese schöne That. Es gelang ihnen, wider aller Erwarten und Hoffen, nicht nur sich selbst und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten und sie wiederum auf festes Eis zu ziehn. Auch von den verlorengegangenen Ballen und Fässern würde eins und das andere geborgen; der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

8.

Fortgesezte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla. Beschreibung der Samojeden. Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indeß die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, giengen die übrigen über das Eis

nach dem Lande, um Holz und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Mastes ersezen könnte. Sie waren so glücklich, beides zu finden: denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behauenes Holz und Keile zum Spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bei dieser Bemerkung; und wie eilten sie mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wissen, daß vielleicht vor einigen Jahren ein russischer Wallfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe: aber die blosse Vorstellung, an einem Orte zu sein, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude. So gewiß ist es, daß Gott die Menschen unter einander durch unsichtbare heilige Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß sie sich nach menschlicher Gesellschaft sehnen, und daß einer dem andern werth ist, auch wenn sie keinen Nuzen von einander haben!

Am fünften Julius starb der kranke Matrose, dessen die übrigen sich so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am neunten gieng das Eis aus einander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man gieng von neuem unter Segel. Aber

ich

ich besorge, daß ich meinen jungen Lesern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte, jene neue Widerwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben so umständlich, als bisher, zu erzählen. Im Grunde waren es immer ohngefähr die nemlichen Auftritte, die nemlichen Mühseligkeiten und Gefahren, die ich nun schon oft genug beschrieben habe. Bald wurden sie von Eisschollen gedrengt; bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke weg ziehn, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen; bald hatten sie Streit mit Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallrossen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspiessen droheten. Lauter Gefahren, in denen wir sie schon mehr als einmal gesehn haben. Ich glaube daher, dies alles füglich übergehen zu können; und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der lezten südlichen Spize von Nova Zembla zu verfügen, und mir zu vergönnen, ihnen da, bis zur Ankunft unserer armen Abendtheurer, eins und das andere von einer gewissen sonderbaren Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüber zu kommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie Samojeden.

Diese ziemlich ausgebreitete Nation bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers,

 sowol

sowol in dem europäischen, als vornemlich in dem asiatischen Rußland. Sie gehört zu derjenigen Menschenart, welche man Polarmenschen zu nennen pflegt, d. i. solche, die in der Gegend des nördlichen Polarkreises und weiter hinauf nach dem Nordpole zu wohnen, wie die Eskimos oben in Amerika, die Grönländer, die Lappen, in dem norwegischen, schwedischen und russischen Lappland, die Samojeden und die Ostiaken oder Baschkiren, welche in dem asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jezt genannten Polarmenschen, sind klein von Statur, indem sie nicht viel über vier Fuß zu wachsen pflegen, und dabei gelb und schmuzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte unangenehme Gesichtsbildung, kleine aber länglichte Augen, große Ohren, platte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Naselöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmig dicke Bäuche, aber nur magere Schenkel und dünne Arme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig und hängt ihnen, wie Lichter, auf die Schulter herab. Die Männer haben wenig oder fast gar keinen Bart; aber ob er ihnen von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Hier

Hier habt ihr einen Samojeden und eine Samojedin in ihrer Winterkleidung.

Und hier ein Paar andere in Sommertracht.

Ihr, seht, daß es schwer ist, Mann und Frau von einander zu unterscheiden, weil sie weder an Gestalt noch an Kleidung sehr verschieden sind, ausser daß einige Weiber, oder wie andere erzäh-

len,

len; nur die jungen Mädchen ihr Kopfhaar in zwei oder drei Flechten binden, die sie herabhängen lassen. Was ihr unter ihren Füssen seht, sind eine Art hölzerner Schrittschuh, die aber hier viel zu klein vorgestellt sind, weil sie so lang, als der ganze kleine Kerl zu sein pflegen. Unter diese haben sie ein Stück Rennthierfell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hinten zu gehn. Diese verhüten, daß sie nicht rückwärtsgleiten, indem sie Eis- und Schneeberge ersteigen, und die Schrittschuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierhäuten, die sie mit den Sehnen eben dieses Thiers zusammen zu nähen wissen. Die Sommerkleidung, in welcher das andere Paar hier abgebildet ist, besteht aus Peguinfellen, *) woran man die Federn gelassen hat. Zum Taschentuche brauchen sie dünne Birkenrinde, die sie zu diesem Behufe bei sich führen.

Beide Geschlechter waschen und baden sich niemals, sind daher voller Schmuz und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baum-

*) Der Peguin ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber noch einmal so dick, an der Brust mit einem grossen Beutel oder Kropf versehn, sehr feist und schwerfällig.

Baumrinde und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit und ein unausstehlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hammeln, Pferden und andern Thieren, die sie auf den Strassen finden oder die ihnen gegeben werden, hängt darin umher und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kömmt.

Ein Mann kann nach ihren Sitten so viel Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als fünf, und die meisten haben nur zwei. Diese kaufen sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden; aber das Kaufgeld erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerei im Sommer, und der Jagd im Winter, haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfalls roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel; aber sie beten weder jenes noch diesen an. Ausserdem haben sie ihre Hausgözen, die sie, ich weiß nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehn. Auch die Sonne und den Mond halten sie für Untergottheiten. Von der Unsterblichkeit

lichkeit der Seele ist ihnen etwas bekannt; sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist aus einem Körper in den andern wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben. Alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als die andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt und keine Geseze; nur daß sie der russischen Regierung jährlich einen Tribut an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre ganze Lebensart im hohen Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben! preisen sie sich vorzüglich glücklich und verlangen nicht, mit andern und zwar gesitteten Völkern zu tauschen. Das macht, sie haben keine andere Bedürfnisse und keine andere Begierden, als solche, die sie selbst befriedigen können. Junger Deutscher! ahme ihnen hierin nach. Gewöhne dich zu einer simpeln und frugalen Lebensart, damit du wenig bedarfst um vergnügt zu sein; und schaffe dir nüzliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an, damit du das, was du bedarfst, dir künftig selbst erwerben könnest. Dann wirst auch du in deinem Stande und unter deinem Volke einen andern zu beneiden iemals Ursache haben.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns wieder nach unsern Freunden, den Holländern, umsehn.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche Ende dieses unfreundlichen Landes erreichten; alle äusserst entkräftet, alle vom Scorbut ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, glänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres als tröstendes Sprichwort: wenn die Noth am grösten ist, so ist die Gottes Hülfe am nächsten. Das erfuhren sie auch hier. Denn da sie zum leztenmale ans Land giengen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß desselben, besonders wenn es ungekocht gegessen wird, den Scorbut heile. Sie fielen also darüber her, und fiengen an aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf alles, was sie je davon gehört hatten; sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen, daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten — denn der Scorbut greift vornehmlich das Zahnfleisch an — — jezt konnten sie wieder kauen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel; denn ihre Vorräthe waren größtentheils verzehrt.

Und nun machten sie sich fertig, bei der Strasse Waigaz vorbei nach dem festen Lande hinüber zu segeln.

Diese Ueberfahrt gieng Anfangs gut von statten; je mehr sie sich aber dem Lande näherten,

desto

desto mehr nahm auch das Eis wieder zu, so daß sie einige mal wieder davon eingeschlossen und zuweilen gezwungen wurden, in die hohe See zu stechen. Indeß erblickten sie am vierten die Küste von Rußland, und am fünften hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um, wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts, als Gras und etwas wildes Gesträuch.

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Lande fortsezen mögte: allein von da bis Kola, einer kleinen Stadt am weissen Meere, wo sie hoffen durften, ein holländisches Schiff vorzufinden, war es noch so weit! das Land so wüst! und ihre Kraft so erschöpft! Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also, die Reise in ihren Fahrzeugen fortzusezen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren, bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt. Einige von ihnen nahmen daher einen todten Seehund mit, welchen sie auf dem Eise fanden, und der schon ganz in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmeltem Zwieback, und segelte weiter.

9.

Fahrt nach dem weissen Meere. Beschreibung der Lappen; glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer russischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald und der Schiffer gieng bei ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Candnoes — einer Insel beim Eingange in das weisse Meer — sey? Allein die Russen verstanden ihn nicht. Da sie indeß aus dem Namen Candnoes schloßen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuern müsse, um dahin zu kommen; so holten sie einen Kompaß, und zeigten ihm die Richtung, die er nehmen müßte. Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dies verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überliessen ihm dafür 200 Stück Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhunger.

gerten Holländer waren über diesen Einkauf hoch erfreut, und eilten sich zu laben. Der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt und jedem freigestellt, mit dem seinigen hauszuhalten, wie er wollte.

Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht so bald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wieder zu finden. Heemskerk war in dem Boote, und hielt dasselbe so nahe als möglich an der Küste; die Schaluppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu sein. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal der Kammeraden segelten sie vier Tage hinter einander fort, als sie abermals einer russischen Barke begegneten. Da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freien Stücken ein Brod an, welches sie mit Dank annahmen. Die Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Kammeraden, an der Zahl sieben, in der Schaluppe gesehn hätten. Da man sie aber nicht verstand, hoben sie sieben Finger auf und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie sieben Männern in eben einem solchen offenen Fahrzeuge begegnet wären. Jezt be-

begriff man sich; und da der Schiffer durch Gebehrdensprache auch die Gegend erforscht hatte, wo die Kammeraden von ihnen waren gesehen worden: so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18ten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel Candnoes am Eingang des weissen Meers, aber die Schaluppe war leider! nirgends zu sehen gewesen. Jezt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von Candnoes nemlich mußten sie bei starkem Winde und hohen Wellen queer durch das weisse Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40 Meilen war. Aber für Leute, welche schon so viel und mancherlei Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend sein. Sie wagten es also, mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses gefährliche Meer zu stechen; und nach dreissig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und giengen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreizehn Russen bewohnt, welche zwei Lappen mit ihren Weibern und einem

nem Kinde bei sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nährten sich blos von Fischen, die sie täglich fiengen: die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beissen. Denn diese mußten sich mit den Ueberbleibseln und Köpfe der Füsche begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie, wie die Hunde, mit vieler Unterthänigkeit aufla-sen. Den Holländern that dieser Anblick weh im Herzen. Sie, welche selbst so lange elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie andere leiden sahen, von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen. Aber hier mußten sie es beim blossen Bedauern bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal der armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden unserer Geschichte jezt in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen: so wird es, hoffe ich, meinen wißbegierigen jungen Lesern nicht unangenehm sein, auch von diesem Volke hier eine kurze Beschreibung zu lesen. Ich sage meinen wißbegierigen; denn, ich muß es nur gestehn, für andere schreibe ich nicht. Sollte also jemand dies Buch in die Hand genommen haben, der nur abentheuerliche Geschichten zu lesen, aber keine nüzliche Kenntnisse einzusammeln wünscht: so bitte ich denselben, es je eher je lieber wieder weg zu legen, und

sich an den Erzählungen meiner Mutter Gans zu ergözen, welche den geistreichen jungen Herren und Damen dieser Art eine bessere Unterhaltung gewähren werden.

Die Lappen haben mit den obenbeschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowol in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart; doch scheinen sie sich den gesitteten Nationen schon um vieles mehr zu nähern. Auch sie sind schmuzbräunlich von Farbe, welches theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worin sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, spizziges Kinn, großen Mund und triefende Augen, und sind klein von Statur. Was ihre Lebensart betrift, so wissen sie nichts vom Ackerbau, nichts von Handwerkern und Manufacturen, und wollen nichts davon wissen. Denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die meisten unter ihnen sich nähren, ist die Viehzucht; und die einzige Thierart, deren sie warten und welche alle ihre Bedürfnisse befriediget, ist das Rennthier. Dies ist ihr Alles. Ich habe schon davon geredet.

Das Hauptgeschäft der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer und eben derselben Gegend zu wohnen. Sie ziehen

daher

daher mit ihren Heerden herum, indem sie im Sommer die nördlichsten, im Winter die südlichsten Gegenden besuchen. Wollten sie dies auch nicht thun, so müßten sich doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken, in eine andre zu ziehn, und nicht zurück gehalten werden können.

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie sie leicht mit sich führen können. Sie bestehen nemlich aus Pfälen, die sie in der Runde aufstellen, und zwar so, daß sie nach oben zu sich gegen einander neigen. Diese bedecken sie mit einem schwedischen groben Tuche oder mit Rennthierfällen, oder, in Ermangelung beider, mit Fichtenzweigen. Die innwendige Seite tapeziren sie mit allerhand Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Heerd, und über demselben eine Oefnung im Dache, welche zum Schornstein und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Plaz, vorausgesezt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir andern, die wir gewohnt sind, daß jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Canape's, Sopha's und Betten der Lappen sind — Fichten- oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andre ziehen, bedienen sie sich einer Art von Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut sind. Die davor gespannten Rennthiere laufen viel schneller und anhaltender, als unsere Pferde, bergauf bergab. Vor Zeiten trug man sich mit der Fabel, daß diese Thiere keines Zaums bedürften, sondern daß ihr Herr ihnen nur den Ort, wo er hin wollte, ins Ohr sagte. Jezt aber weiß man, daß diese, wie manche andre wunderbare Erzählung, die ehemals für wahr gehalten wurde, eine grobe Erdichtung sei. Der Lappe selbst bedient sich, um geschwinder fortzukommen, eben solcher Schrittschuhe von Holz, dergleichen ihr schon oben an der Abbildung der Samojeden gesehn habt. Diese bestehen in einem, drei bis vier Fuß langen aber schmalen Brette, das wie ein Schiff nach vorn zu krumm gebogen und spizig ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen sie einen Stab, der sich unten mit einem horizontalliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hülfe solcher Schrittschuhe und solcher Stäbe gleiten sie, ohne jemals einzusinken, über den tiefsten Schnee mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie Bären und Wölfe einholen können. Die Normänner, Finnländer und Samojeden bedienen sich eben dieses wohlersonnenen Hülfsmittels.

Die Schweden und Dänen haben sich zwar bemüht, die Lappen in der christlichen Religion zu unterrichten: aber es herrscht doch gleichwol noch viel Aberglaube und Abgötterei unter ihnen; und wen kann das befremden, der da weiß, daß unter den Christen selbst noch leider! so viel von beiden gefunden wird? Vornemlich bemerkt man, daß alle wilde, halbwilde und unerleuchtete Menschen sich viel mit einem oder mehrern bösen Geistern zu schaffen machen, denen sie eben so viel, oft noch mehr Macht und Gewalt zutrauen, als dem guten Gotte selbst. Sie scheuen sich mehr von jenen, als vor diesem, und es ist ihnen wichtiger jene, als diesen zu Freunden zu haben. Daher suchen sie jenen bösen Geistern, oder wie sie in der Sprache der Christen heissen, jenen Teufeln möglichst zu Gefallen zu leben, sich durch allerlei abergläubische Mittel zu versöhnen, und durch allerlei Frazen ihren Willen zu erforschen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das leztere nennt man zaubern oder hexen.

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen in allen Ländern, hat es von jeher viel Betrüger gegeben, die sich die Dummheit und den Aberglauben ihrer Landsleute zu Nuze machten, und sich für Zauberer oder Hexenmeister ausgaben, die durch Hulfe böser Geister zukünftige Dinge vorher sagen, und über

andere Menschen Gutes und Böses verhängen könnten. Die lappländischen Betrüger dieser Art bedienten sich zu dieser abgeschmackten Gaukelei einer gewissen Trommel; aber die schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bei Lebensstrafe untersagt.

Nur Schade, daß Aberglauben und Dummheit durch Verbote und Strafen nicht getilgt werden können! Belehrung in früher Jugend ist das einzige sichere Mittel dagegen. Alles, was man durch Strenge auszurichten vermogte, ist, daß die abergläubische Lappen ihre dummen Alfanzereien jezt im Verborgenen treiben, und um so viel lüsterner darnach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie gescheuter zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster und Teufeleien wird, ohne Verbot, von selbst verschwinden.

Seht, meine Kinder — denn warum sollte ich meinen jungen Leser, auch wenn sie zum Theil schon Jünglinge und Jungfrauen sind, nicht so nennen, da ich mir bewußt bin, daß ich es eben so gut mit ihnen meine, als wenn ich ihr leiblicher Vater wäre? — seht, sag' ich, wozu es gut ist, Reisebeschreibungen zu lesen! Hier lernt ihr zum Beispiel im Vorbeigehn, was ihr

künf-

künftig von solchen Menschen halten müßt, die euch von abergläubischen Dingen, von Gespenstern, Erscheinungen, Hexereien, Geisterbeschwörungen, Wunderkuren, Schazgraben, Goldmacherei und andern dergleichen schönen Siebensachen vorschwazen werden; dieses nemlich, daß solche Leute entweder Betrüger und Schurken oder Pinsel sind, und daß man in beiden Fällen ihnen weder sein Ohr noch seinen Beutel leihen müsse. Je finsterer es noch in einem Lande ist, desto mehr hört man von solchen Frazen; wird es heller darin, werden Vernunft und Wissenschaften angebaut; weg ist der ganze abergläubische Kram! Wenigstens getraut man sich nun nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau auszustellen, und selbst diejenigen, welche noch einfältig genug sind daran zu glauben, schämen sich es zu gestehen, weil sie fühlen, daß sie sich lächerlich dadurch machen würden. Aber wieder zu unsern Lappen!

Einige derselben sind reich. Ausser einigen tausend Rennthieren, die ihren größten Reichthum ausmachen, besizen diese auch allerlei Kostbarkeiten an Silber z. E. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bei ihnen eingeführt. Aber bei ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese ihre Kostbarkeiten häufig zu vergraben; und wenn sie denn etwa darüber hinsterben, so wer-

werden die vergrabenen Schäze selten wieder gefunden. Diese reichern Lappen ziehen in den gebirgigten Gegenden herum, wo sie die meiste Nahrung für ihre Heerden finden, und werden deswegen Berglappen genannt. Andere, welche keinen solchen Reichthum an Rennthieren besizen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen und Vögeln, halten auch wol Kühe und Schafe; und diese nennt man Waldlappen. Diese leztern sind trefliche Bogenschüzen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen sollte. Die Armen hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten mit allerlei Figuren aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen und allerhand Werkzeuge. So macht also auch hier, wie überall, der Reichthum faul, die Armuth thätig und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornehmlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum Kochen werden sie nicht gebraucht; das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen jene Felle zubereiten und feinen Drath aus Zinn ziehn, um die Gürtel,

die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit den Heirathen halten es die Lappen grade wie bei uns die Könige und die Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Eltern beschliessen, wann und wen sie heirathen sollen; und sie sehen hierbei nicht darauf, ob die beiden Leute sich zu einander passen und einander lieben können, sondern blos auf das, was jeder mitbringt. Wenn die Eltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen sie mit ihrem Sohne, er mag wollen oder nicht, nach des Mädchens Eltern, und versorgen sich vorher mit Brandtewein. Dieser wird zuerst präsentirt, uud nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen. Jezt fängt man an zu handeln. Der Vater des jungen Mannes erklärt sich, was er den Eltern der Braut und den nächsten Anverwandten derselben an Geld und Güter schenken will, und die Eltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschaz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke an, die man von ihnen zu erwarten habe. Wird dies alles von beiden Seiten genehmiget, so geht die Heirath vor sich; wo nicht so müssen die Eltern der Braut den Brandtewein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Ge-

richt mit. Diese Gerichte werden alle zusammen geschüttet, und von der Masse ißt ein jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet. So lange sie noch jung sind, hängt man sie in einer kleinen Maschiene, die einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An diese Maschiene sind zwei Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie sich äußerst angelegen sein lassen, ihre Kinder zu allen unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hiervon eine Ausnahme: denn sonst müßte diese ganze Nation schon längst eine der arbeitsamsten geworden sein. Der allverderbende Reichthum!

Die meisten Lappen stehen unter schwedischer, einige unter dänischer, andere unter russischer Oberherrschaft. Diejenigen, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weissen Meeres fanden, waren russische Lappen, und zwar von denen, welche Armuthshalber den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste verrichten, um nur ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen!

Nachdem unsere holländischen Freunde hier ein Gericht frische Fische und eine Mehlsuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich schmeckten, giengen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst und ungebaut; doch erblickten sie von fern zwei Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schlossen, daß ausser ihren heutigen Wirthen, den dreizehn Russen, doch wol noch mehr Menschen da sein müßten. Bei dieser Bemerkung liessen sie es bewenden, und verfügten sich wieder nach dem Boote.

Die beiden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bei dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmal der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sahe, daß diese beiden Männer keine andere als — zwei von ihren Freunden aus der Schaluppe wären! Das war ein Frolocken! ein Händedrücken! ein Glückwünschen! Doch das mögt ihr euch selbst ausmahlen. Ich für mein Theil begnüge mich, nur noch hinzufügen, daß die Schaluppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehns mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die, ohngeachtet sie nur aus Fischen und Brod bestand, ihnen allen köstlicher schmeck-

te, als unser einem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unser Segel giengen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Winde abgehalten, etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeldlich einen Stockfisch zu. Seht, ihr jungen Menschen, so giebt es, Gott sei Dank! unter allen Zonen und in allen Ständen Leute, denen die Pflichten der Menschlichkeit heilig sind, und die sie gern und ohne Eigennuz erfüllen! Solcher Beispiele muß man sich erinnern, so oft man schlechter Menschen lieblose und ungerechte Handlungen sieht, damit man nicht in Versuchung gerathe, um einiger solcher Mensen willen, die ganze Menschheit für böse und lieblos zu halten.

Sie schiften weiter, und trafen gegen Abend andere Fischer an, von denen sie auf Russisch gefragt wurden: wo ihr Crabbel d. i. ihr Schiff wäre? Man antwortete mit zwei russischen Worten, die man schon gelernt hatte: Crabbel propal — das Schiff ist verloren gegangen! Hierauf erwiederten jene: Cool brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten: zu Kola wären brabantische oder

hol-

holländische Schiffe; eine Nachricht die ihnen grosse Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie die Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie, ans Land zu gehn. Hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen in einer elenden Hütte an, von denen sie die Bestätigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drei holländische Schiffe lägen, von denen zwei eben im Begriff wären, fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spät dahin kommen möchten, bewogen sie einen Lappen, einen der Matrosen zu Lande nach Kola zu führen. Dies geschahe; und am dritten Tage sahe man den Lappen, jedoch ohne seinen Gefährten, zurück kommen. Da man schon voller Unruhe darüber war, zog der Lappe einen Brief an den Schiffer Heemskerk hervor, den man begierig eröfnete, und folgenden Inhalt fand:

„Man sei erstaunt, zu hören, daß er und seine Leute, die man schon lange verloren gegeben hätte, noch am Leben wären. Man freue sich über diese unerwartete Nachricht herzlich; und würde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich, entgegen zu kommen.„

Der

Der Brief war unterschrieben Johann Cornelius Ryp.

Nun überließ man sich zuvörderst der Freude über den angenehmen Inhalt dieses Schreibens; dann warf man die Frage auf, wer dieser Johann Cornelius Ryp wol sein möchte? Doch wol nicht gar, riefen einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bei Spizbergen sich von uns trennte? Unmöglich! sagten andere; wie könnte der noch am Leben sein, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Name war indeß der nemliche. Glücklicher Weise erinnerte sich der Schiffer, daß er noch einen Brief besize, den Cornelius ehemals an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beide wurden mit einander verglichen und es zeigte sich — daß beide von einer und eben derselben Hand geschrieben waren. Neue Ursache zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam endlich auch heran. Man erblickte von fern einen kleinen Kahn, und als er näher kam, entdeckte

te man in ihm unter lauter Jauchzen den Steuermann Cornelius mit dem abgesandten Matrosen. Man betrachtete sich von beiden Seiten als Todte, die wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber war ihre Freude über dies unerwartete Wiedersehn.

Cornelius hatte eine Tonne rostocker Bier, nebst Wein, Brandtewein, Zwieback, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker und andern Erfrischungen mitgebracht, die unsere Freunde nun schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmausete also einmal wieder königlich, gieng darauf erquickt und neu gestärkt wieder unter Segel, und langte zwei Tage darauf glücklich bei Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola, auf einem Flusse eben desselben Namens, vor Anker lag. Und hier gab es nun wieder ein neues Fest, da das beiderseitige Schiffsvolk sich wieder sahe, sich erkannte, und sich wechselweise seine ausgestandenen Abendtheuer erzählte.

Meine Leser wünschen hier vielleicht zu erfahren, was für Schicksale Cornelius mit seiner Mannschaft unterdeß gehabt habe: allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man sich gegenseitig lange genug gefreut und mit seinen wunderbaren Schicksalen einander unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen russischen Statthalter, die Erlaubniß, die beiden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie, als ein Denkmal ihrer langen und wunderbaren Reise, stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit unterdeß wol stark daran genagt haben: aber die Ueberbleibsel davon sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten September giengen sie bei Cornelius Ryp an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas merkwürdiges ereignet hätte, den ersten November 1597. zu Amsterdam in eben der Kleidung und mit eben den Müzen von weissen Fuchsfellen an, welche sie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

II.

Merkwürdige Abentheuer vier russischer Matrosen auf Spizbergen.

Ein Anhang.

zur vorhergehenden Erzählung.

Wenn die vorstehende Erzählung meinen jungen Lesern Vergnügen gemacht hat: so darf ich hoffen, daß ihnen die Zugabe einer kleinen Geschichte ähnlichen Innhalts gleichfalls nicht unangenehm sein werde. Hier ist sie!

In der russischen Stadt Mezen, am weissen Meer gelegen, rüstete ein Kaufmann im Jahr 1743 ein Schiff aus, um es nach Spizbergen auf den Wallfisch, oder Robbenfang zu senden. Dies Schiff hatte einen anhaltenden günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spizbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Nationen in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plözlich drehete sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß daß Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sahe man höchst ungern; denn man wußte nun schon aus wiederholter Erfahrung, daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis als auf der andern zu sein pflegt. Dies

bestätigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen denen das Schiff wie eingemauert sizen blieb.

Meine jungen Leser wissen nun schon aus der vorigen Erzählung, was es mit einem solchen Festsizen im Eise vor eine Bewandniß habe. Ich kann also der Mühe überhoben sein, eine abermalige Beschreibung davon zu machen.

Man sahe bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich sei, und wenig oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könnte. Die Frage war also nur, was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen?

Das Land, welches man im Gesicht hatte, war nicht eigentlich die große Insel Spizbergen selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man Ost-Spizbergen nennt. Auf der Homanischen Karte von Rußland könnt ihr sie neben dem eigentlichen Spizbergen deutlich liegen sehn. Es ist von den beiden größern Inseln die kleinere.

Indem man nun die große Frage: was zu thun sei? in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann: daß vor einigen Jahren gewisse

Leute aus der nemlichen Stadt Mezen, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hätten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erforderliche Holz mit sich genommen und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hätten. Man zweifelte nicht daß die Hütte noch da stünde, und man beschloß, sie aufzusuchen und in Besiz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — Alexey Himkof war sein Name — drei Matrosen auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um seinen Vorsaz auszuführen. Die Namen der drei Matrosen waren: Ivan Himkof, Stepan Scharapof und Foedor Weriguin. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle: aber nur Geduld! Ich hoffe, es zu erleben, daß man vor diesen jezt noch unberühmten Namen das Haupt entblößen und in diesen simpeln Matrosen Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten ist nemlich auch ein Kampf; und der Sieg darüber, den man durch Geduld und Standhaftigkeit davon trägt, verdient seinen Lorberkranz so gut, oft noch mehr, als ein anderer, der durch Menschenblut erkauft wird. Also weiter!

Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viel Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, ein Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtabak und — vier hölzerne Tabackspfeifen. Auch dies erzähle ich euch so umständlich nicht umsonst: die Folge wird mich rechtfertigen; wo nicht, so mögt ihr sagen, daß ich euch wie ein altes Mütterchen vorerzählt habe. Aber lest erst weiter!

Mit diesen wenigen Sachen bepackt und noch etwa einen Stecken in die Hand stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mogte ohngefähr eine gute halbe deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er gieng nemlich über Eisschollen, die noch nicht an einander festgefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen und sich jedesmal wol in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst wars um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses erste Abentheuer glücklich, und langten, ohne irgend einen Unfall, auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Schnee, Eis, und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und nicht lange, so ward die gesuchte

suchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ohngefähr eine Viertelstunde vom Gestade; und man bemerkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig wären. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter und ihre Breite und Höhe jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine um dieses Vorzimmer, die andere um die eigentliche Stube zu verschliessen; eine Einrichtung, welche viel dazu beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheizt hatte. Hierzu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Leim, nach russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schornstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf demselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oefnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen und zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster; und sie verhindern, daß der Rauch in einer solchen russischen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sizenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie ein-

einzuweihn, die erste Nacht, so gut sie konnten, darin zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den Strand; aber wer vermag das Entsezen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahn! Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte, war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeitlang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hofnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen wäre, und wieder zurückkehren würde. — Aber eitle Hofnung! Es kehrte nie zurück; auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren: es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsere vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren: so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Clima, auf einer wüsten Insel, mit einer so kleinen Portion Mehl und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung,

fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hofnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen — das war eine Vorstellung, welche auch den beherztesten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fiengen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bei aller Hülflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen würde. Das erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind, sich, ohne Hülfe eines Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, so bald sie nur die benöthigten Materalien, Holz und Moos zum Ausstopfen der Rizen, hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmal Gesträuch, vielweniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sich Mooses die Fülle, und an dem Strande erblickten sie hier und da Ruinen ge-

gescheiterte Schiffe, und — zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen mit Wurzeln und Aesten bestand. Ich habe von diesem Treibholze schon in der vorigen Erzählung geredet.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte. Sie bemerkten nemlich, daß es sehr viel Rennthiere auf dieser Insel gab, die hier von Moose lebten. Weil nun der Hunger sich bei ihnen zu regen begonnte: so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auf mehrere Tage Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweite Sorge war die Herbeischaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schüzen. Ich enthalte mich billig, euch von dieser Kälte hier abermals eine Beschreibung zu machen. Ihr habt sie schon in der vorhergehenden Erzählung hinlänglich kennen gelernt.

Auch dieses Geschäft gieng gut von statten; und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen: so waren ihre vornehmsten Be-

dürf.

dürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch weichliche und wollüstige Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei giengen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weissen Bären schüzen, von denen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen mußten, weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten?

Jezt also fieng ihre Noth erst eigentlich an; und jezt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmal nach, ihr jungen Freunde was wol ihr an der Stelle dieser unglücklichen Männer würdet erfunden haben, um sowol den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? Ich gebe euch drei Tage Zeit dazu; denn länger dürfen unsere Insulaner auch nicht warten, weil ihr lezter Schuß schon verschossen ist, und sie also jezt von dem lezten Rennthiere zehren.

Ihr denkt vielleicht: sie hatten eine Axt, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären

wehren konnten? Schon gut, aber diese konnte jedesmal nur einer von ihnen führen, und wie glücklich hätte dieser hauen müssen, wenn er seinen Bären jedesmal auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen. Gelang ihm aber dieses nicht, so ließ ihm der Bär auch nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu vollführen, und so war er, so waren auch seine unbewafneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehrere Bären auf einmal kamen: wie da?

Aber wir wollen das Unmögliche annehmen: wollen einmal voraussezen, daß die einzige Axt hinreichend gewesen wäre, sie gegen alle Anfälle der Bären zu sichern: so waren sie nun zwar von dieser Seite geschüzt; aber woher nun der nöthige Unterhalt? Wie wollten sie den Rennthieren beikommen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern vor dem Angreifenden mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch sie einzuholen im Stande ist? — Vielleicht sagt ihr weiter: laß sie Spiesse, laß sie Bogen und Pfeile machen, um mit jenen sich gegen die Bären zu vertheidigen, und mit diesen Rennthiere zu schiessen! Leicht gesagt; aber auch gethan? Sollten Spiesse und Pfeile brauchbar sein, so mußten sie eine scharfe eiserne Spize haben: aber unsere armen Insulaner hatten kein anderes Eisen, als ihr einziges Beil, ihr einziges Messer und einen einzigen Stahl

zum

zum Feueranschlagen: lauter ganz unentbehrliche Werkzeuge, an denen die Erhaltung ihres Lebens hieng; wie durften sie eins oder das andere derselben aufopfern? Und hätten sie auch anderes Eisen gehabt, konnten sie es schmieden, da sie weder Ambos, noch Zange, noch Hammer hatten?

Ihr seht, daß ihre Verlegenheit die gröste war, die man nur erdenken kann; und ich gestehe gern, daß ich auch hier an meinem Pulte kein Mittel zur Rettung dieser armen Leute zu ersinnen weiß. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird. Und seht, blos daran liegts, daß wir, die wir hier zwischen unsern vier Wänden von keiner Noth eswas wissen, uns so unfähig fühlen, etwas zu erdenken, was den armen Insulanern Schuz und Unterhalt gewähren konnte. Aber man sollte uns nur in ihre ganze bedrängte Lage versezen: und ich bin versichert, auch wir würden reich an Unschlägen sein, und Hülfsmittel ersinnen, die wir jezt mit aller Anstrengung unsers Geistes nicht zu finden vermögen. Freilich würde dazu auch dieses erfordert, daß die allesregierende Vorsehung unser Nachdenken segnete, und Umstände herbeiführte, die uns zur Erfindung solcher Hülfsmittel behülflich wären. Aber

Aber der Mensch thue nur das Seinige, und vertraue Gott: dann darf er zuversichtlich hoffen, daß die göttliche Vorsehung das Uebrige thun werde. Laßt uns diese grossen Wahrheiten in dem ferneren Schicksale unserer armen Russen recht augenscheinlich bestätiget sehn.

Ueberzeugt, daß man, auch in dem hofnungslosesten Zustande, die Hände nicht in den Schoos legen und in unthätige Verzweifelung hinsinken müsse, giengen sie an den Strand und suchten — sie wußten selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen andern Trümmern ehemals gescheiteter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen grossen und dicken eisernen Haken nebst einigen gleichfalls starken Nägeln: ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, so bald wir es brauchen, alle Tage haben können, aber für sie ein Schaz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden haben vertauschen wollen.

Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die wir freilich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber ihnen, welche jezt blos auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahn, viel viel schäzbarer als der unschäzbare Brillant in der portugiesischen Krone

war.

war. Es war — eine etwas starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen grossen Schäzen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu. Beim Zurückgehn stiessen sie auf einen dicken ziemlich harten und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Ambos dienen. Der gefundene grosse Haken war an seinem äussersten Ende rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich um ihn annageln zu können. Man fieng damit an, ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte unterdeß eine Zange von Rennthiergeweihn, um ihn, wenn er durchgeglüht sein würde, damit anzufassen. Sobald dieses geschehen war, legte man den glühenden Haken auf den Amboß und trieb in die darin befindliche Oefnung den stärksten Nagel, um diese Oefnung zu erweitern. Man machte ihn abermals glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere gekrümte Ende des Hakens ab, trieb nachher in die erweiterte Oefnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer!

Jezt schmiedeten sie das abgehauene gekrümte Ende des Hakens zu einer graden Spize, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Aste

von

von einem der Bäume, welche das Meer herbeigeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der grossen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wol die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein grosser weisser Bär, der unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte; und so bald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegen zu gehn. Es geschah. Zwei der Matrosen, welche sich mit den Lanzen bewafnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spiessen in den weit aufgesperrten Rachen, und hatten, ohngeachtet das Ungeheuer sein möglichstes that, sich wieder frei zu machen, doch endlich, wiewol mit genauer Noth, das Glück, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab; und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun auf eine Zeitlang zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch, es sei nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein grosses zottichtes Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schüzen. Noch fanden sie in den Bestand-

theilen

theilen seines Körpers etwas, welches ihnen den größten Nuzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen oder Sehnen des Thiers. Sie fanden nemlich, weil sie jezt angefangen hatten, mit allem, was ihnen vorkam, allerlei Versuche anzustellen — eine Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann! — sie fanden, sage ich, daß diese Flechsen, wie dicker Zwirn oder Bindfaden, sich in mehrere dünne Fäden zertheilen ließ; eine Entdeckung, die ihnen jezt die größte Freude und in der Folge eben so grossen Nuzen gewährte.

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmal, daß sie durch Hülfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten; und sogleich legte man Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben; und die Flechsen waren sehr geschickt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glücklich zu Stande. Aus vier Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspizen, schärfte sie durch Abschleifen und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren

ren anderes Ende man mit Federn von Wasserhünern und Meerschwalben besiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

Ich wiederhole es; der Mensch ist ein erstaunliches Geschöpf! Er weiß aus allem Vortheil zu ziehn; er weiß sich in alle Lagen und Umstände zu fügen und in allen Verlegenheiten zu helfen, wenn er den schönen, grossen, heiligen Schaz, den der Schöpfer in seine Seele gelegt hat — die Vernunft! nur nicht ungebraucht und ungenüzet liegen läßt. Seid stolz darauf, ihr jungen Freunde, daß ihr Menschen seid; aber ehret auch die hohe menschliche Natur in jedem andern, der euer Bruder, der ein Theilnehmer an den erhabenen und bewundernswürdigen Fähigkeiten ist, mit welchen der allgemeine Vater der Menschen dieses sein Lieblingsgeschöpf auf Erden ausgerüstet hat!

Wer hätte geglaubt, wenn die Erfahrung es nicht gewiesen hätte, daß ein elender eiserner Haken, einige Nägel und eine Tannenwurzel vier Männern mehrere Jahre lang Schuz gegen zehnmal stärkere grimmige Thiere und Unterhalt die Fülle verleihen könnten? Und doch geschahe es so. Denn unsere wackern Russen, mit den beiden Spiessen bewafnet, nahmen es jezt mit jedem Bären auf, und durch Hülfe der von ihnen verfertigten vier Pfeile erlegten sie in der Zeit,

die

die sie auf diesem öden Eislande zubrachten, nicht weniger als — zwei hundert und fünfzig Rennthiere, eine grosse Menge weisser und blauer Füchse ungerechnet. Leser, wird dir das Herz nicht groß bei den Gedanken, daß diese Matrosen mit dir von einerlei Geschlechte waren? Nicht? Nun so gehe hin, und erkrieche und erschleiche dir eins von jenen schimmernden Unterscheidungszeichen, die, wenn sie nicht durch auszeichnende Verdienste erworben werden, dem Menschenkenner nur ein Merkmal mehr sind, daß der sich damit Blähende nicht verdiene, ein Mensch zu sein!

Den dringendsten Bedürfnissen unserer Matrosen war nunmehr glücklich abgeholfen. Sie konnten sich gegen ihre fürchterliche Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen Felsen hervorstrudelten, oder sie schmolzen, wenn die Kälte alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwol fehlte ihnen noch manches, um ihres Daseins in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermassen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit um-

gehn, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme sie mit Treibholze jedesmal von neuem wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel; aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen auf keine Weise entbehren konnten: so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie dessen auch zum Kochen hätten brauchen wollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brod und Zugemüse zu genießen. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends genießt, so könnt ihr denken, daß man endlich anfangen müsse, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten daher abermals ihren Verstand an, um irgend etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brods für sie vertreten könnte; und auch diesmal blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fingen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hiengen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und von dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem

ihrem frischen Fleische, anstatt des Brodes essen konnten. Diese Methode gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise und diente zugleich zum Mittel, ihr überflüssiges Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! Die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir aus der vorhergehenden Erzählung wissen, in dieser Weltgegend beinahe vier Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Es dürfte vielleicht jemand denken: laß sie nur ihr Feuer unterhalten; dieses wird ihnen Wärme und Licht zugleich gewähren! Wohl wahr; aber wie? wenn unglücklicher Weise ihnen das Feuer einmal ausgieng, wie sollten sie es wieder anmachen? Ihr Feuerzeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das bischen, welches sie davon mitgebracht hatten, gieng zu Ende. Die Methode der Wilden, sich durch das Reiben zweier Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt. Aber war sie es auch, so werden doch besondere Handgriffe und eine besondere Uebung dazu erfordert, welche unsere Russen ohnmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweierlei Holz, weiches nemlich und hartes: und das, was diese Leute hatten, war

nur einerlei, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zur Unterhaltung des Feuers und zur Verhütung der Gefahr, es jemals zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst unentbehrlich.

Sie strengten daher noch einmal ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so grossen und so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Diese im Vorbeigehn gemachte Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuch, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß formen liesse, welches ihnen zur Lampe dienen konnte. Sie kneteten den Thon, gaben ihm die Form einer Lampe, und liessen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieses geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Tochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, statt des Oels, mit Rennthierfette an. Jezt wurde die Lampe angezündet; aber kaum fieng das darin befindliche Fett an, geschmolzen zu werden, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang und Tropfenweise herabfiel. Das war ein eben so unerwarteter als trauriger Strich durch ihre Rechnung!

Aber sie liessen sich dadurch nicht abschrecken. Sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchliessen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, liessen es zuvörderst an der Luft wohl trocknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, welches sie glücklicher Weise noch nicht verbraucht hatten. Dieses in kochendem Wasser aufgelöste Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons und verstopfte ihn. Sie liessen hierauf die Lampen trocken werden; und da sie nun abermals einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehn, daß das Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war und kein Fett mehr durchließ. Zu noch grösserer Befestigung klebten sie durch Hülfe des Kleisters an die Aussenseite der Lampe ein Stück Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dieses für ihre ganze jezige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein Paar andere, um bei einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden und von alten Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehn, was Aufmerksamkeit, Nachdenken und Strebsamkeit vermögen: jezt werden wir Gelegenheit haben, von ihnen zu lernen, wie wichtig es in manchem vorkommenden Falle für unsere Glückseligkeit sei, auch auf eigene und andere Erfahrungen geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fiengen an scorbutisch zu werden. Es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu sein pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürtel hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie besteht in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornemlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper verbreitet, und den, der damit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehn, daß unsere Matrosen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schiessen, Bären erlegen oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen: so war ihr Untergang entschieden; so mußten sie hülflos und elend vor Kälte, Hunger und Durst des jämmerlichsten Todes sterben. Eine entsezliche Perspective!

Was half ihnen nun die bisherige Anstrengung ihres Verstandes, ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihnen nüzlich werden konnte, ihre ausdauernde Geduld, ihr Verstand auf Gott, ihr Muth — wenn nicht zu diesen schönen und unentbehrlichen Tugenden noch etwas hinzukam, ohne welches sie in vielen Fällen nicht hinreichen würden, uns aus mancher großen Verlegenheit zu ziehn? Dieses Etwas ist — gesammelte Kenntniß und Erfahrung. Unser eigener Verstand kann nicht alles erfinden, unser bester Fleiß kann nicht alles leisten, und Gottes gütige und weise Vorsehung hilft nicht durch Wunder; sie schaft blos Mittel uns zu helfen, sie führt, wenn wir ihr vertrauen und unser Möglichstes thun, diese Mittel zu rechter Zeit herbei: uns aber gebührt es, darauf zu merken, die Dinge in der Welt nach ihren Eigenschaften und Wirkungen kennen zu lernen, eigene und anderer Erfahrungen darüber aufmerksam zu sammeln, und in dem uns von Gott verliehenen Gedächtnisse zu verwahren, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzurufen. Dann segnet der, dem das Streben seiner Menschen nach Vollkommenheit und Glückseligkeit angenehm ist, den Gebrauch solcher Mittel, und — uns wird geholfen.

Zum Glück für die übrigen hatte einer von unsern vier Insulanern sich von Jugend auf gewöhnt, auf eigene und anderer Erfahrungen sorg-

sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtniß tief einzuprägen, auch wenn er nicht voraussehen konnte, wozu sie ihm einmal nüzen würde. Dies war der jüngste unter ihnen, Iwan Himkof des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten grossem Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehrern nüzlichen Kenntnissen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock oder Scorbut angeschrieben, wovon glaubwürdige Leute ihn versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Kameraden, seinem Beispiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel viel Leibesbewegung zu machen: denn, fügte er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehn und sich rühren können. Dann, sagte er, müssen wir so viel Löffelkraut, als wir unter Schnee und Eise nur immer aufzukrazen vermögen, beizutreiben suchen, und, wohl verstanden! roh verzehren. Denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten sein. Doch das räth sich ja von selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Ferner müssen wir

so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machten es unsere ehemaligen Nachbaren, die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmacks wegen, sondern deswegen thun, weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Scharbock sey. Endlich habe ich von eben diesen Samojeden gehört, daß sie in derselben Absicht Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann beides roh geniessen. Fische bemerke ich nun zwar an unserer Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viel gebe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben: aber wir haben Gottlob! Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit zu Zeit etwas durchfrieren lassen und roh geniessen, so sehr sich auch unsere an solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bei Arzneimitteln muß man nicht fragen: wie sie schmecken? sondern, wozu sie gut sind? Also frisch, Kammeraden, meinem Beispiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Matrose, folgten seinem Rathe, und befanden sich wohl dabei. Der dritte Matrose, Foedor Weriguin, ein feister und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich erhalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern

auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die andern in tiefem Schnee herum wadeten; und das Rennthierblut zusammt dem rohen Fleische war seinem zärtlichen Gaume so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschliessen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge davon? war diese: die drei ersten blieben gesund und stark! Iwan Himkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher immer mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte; Foedor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde von Tage zu Tage vom Scharbock mehr ergriffen; konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehn, konnte sich endlich ganz und gar nicht mehr rühren, nicht einmal so viel rühren, daß er die Hand hätte zum Munde bewegen können, so daß seine mitleidigen Kameraden sich genöthigt sahn, ihn wie ein neugebornes Kind zu füttern. Und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahr lang, bis endlich der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Das war abermals ein überaus lehrreicher Zug in unserer Geschichte. Man sieht hieraus, wie nöthig es sei, dem Rathe erfahrner Leute zu folgen, und man kann zugleich daraus lernen, wie höchst schädlich Trägheit und Verzärtelung in jeder Lage des Lebens

sind.

sind. Der Mensch gleicht dem Wasser; so lange dieses fließt, bleibt es frisch; kaum hat es einige Tage still gestanden, so ist es verdorben, in Fäulniß übergegangen. So der Mensch, sobald er sich der trägen Ruhe überläßt. Thätigkeit, Thätigkeit ihr jungen Freunde, ist das einzige sichere und allgemeine Mittel, uns an Leib und Seele gesund und froh zu erhalten! Faule Gemächlichkeit hingegen stürzt uns unvermeidlich in Krankheit, Unzufriedenheit und Elend. Merkt euch diese goldne Lehre!

Und sollte besonders einer oder der andere unter euch einmal ein Seemann werden, der wisse — was ich von mehreren alten und erfahrnen Seeleuten gelernt habe — daß es kein besseres Mittel giebt, sich auf diesem Elemente gegen Scorbut und andere Seekrankheiten zu schützen, als in beständiger Thätigkeit zu bleiben, und der Neigung zur Ruhe und zum Schlafe, die man auf dem Meere stärker als auf dem Lande zu empfinden pflegt, so wenig als möglich nachzugeben. Ich hörte einst von dem Commandeur eines russischen Kriegsschiffes, welches schon seit geraumer Zeit in See war, daß er keinen einzigen Scharbockkranken an Bord hätte, und da ich ihn ersuchte, mir das Mittel zu nennen, welches seine Leute so gesund erhalten hätte; antwortete er: „Vermeide der trägen Ruhe, Leibesbewegung und Munterkeit des Geistes!

Ich

Ich sorge dafür, fügte er hinzu, daß meine Leute, so oft sie nichts zu arbeiten haben, auf dem Verdecke tanzen müssen; und ich habe immer gefunden, daß das ein gutes Mittel sei, sie gesund zu erhalten.„

Unsere Helden — von nun an aber rede ich nur von den drei rüstigen unter ihnen; der vierte war für sich und für die Gesellschaft verloren, sobald er sich der Trägheit ergeben hatte — unsere drei Helden also hatten nun schon manchen sauern Berg glücklich erstiegen; aber noch war ihnen mancher andere zu ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden; ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sahe es nicht viel besser aus, und die größte Strenge des Winters war vor der Thür. Sie mußten also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersezen. Und woher nun diese?

Sie hatten freilich Felle von Bären, Rennthieren und Füchsen: aber diese waren ungegärbt. Wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig und brauchbar zu machen? Und wenn sie hiermit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider und Schuster waren, noch mehr, welche keine Scheere, keine Nadeln, kei-

nen

nen Pfriem, keinen Zwirn und keinen Pechdrath hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe oder Stiefel daraus zu machen? Abermals eine schwere Aufgabe.

Sie fiengen damit an, erst auf Mittel zu denken, die Felle zu gärben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehrere Tage lang in Wasser, um sie recht durchweichen und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch losgewordenen Haare auszuziehn und abzuschaben, und dieses gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben troken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfette ein, und rieben es von neuem, wodurch es endlich so weich und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber nun brauchten sie auch rauhes Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schüzen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermals nicht brauchen; sie mußten also noch eine zweite Art von Gärberei erfinden, wodurch die Häute geschmeidig gemacht würden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, machten einen Versuch, und zu ihrer großen Freude gelang auch dieser. Sie liessen nemlich die hierzu bestimmten Felle nur einen einzigen Tag im

Wasser

Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschaften sie sich in wenig Tagen gute Materialien zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Aber jezt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen und Nehnadeln? Und wenn sie diese hatten, woher denn Pechdrath und Zwirn? Die leztere Frage war am leichtesten aufgelöst. Sie wußten ja schon, daß sie die Sehnen der Bären und Rennthiere in dikere und dünnere Fäden nach Belieben spalten und auseinanderreissen konnten: aber die Nadeln, die Nadeln! Da steckte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu sein schien.

Dennoch ward sie überwunden. Unsere sinnreichen und emsigen Russen schmiedeten zuvörderst einen Nagel so dünn, daß er einem Drathe glich. Dann machten sie diesen Drath wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespizt hatten, in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein länglichtes Nadelöhr machte, wie man etwa an unsern sogenannten Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermals glühend gemachten Drath in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch Reiben

ben und Schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund und spizig, daß es vollkommen einer gutgearbeiteten Nadel glich. Der einzige Fehler, den die so von ihnen verfertigten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmal nicht abzuhelfen.

Jezt fiengen sie an zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der eine machte ein paar Stiefel, der andere Beinkleider, der dritte einen Rock von ganz neuer Erfindung. Jenem dienten die alten Kleidungsstücke zu Mustern; dieser überließ sich seinem Genie, und erfand ein Kleid, welches dem kalten Clima ihrer Insel nicht angemessener hätte sein können. Er ließ es nemlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehn, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versahe es überdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oefnung zum Sehen blieb. Ihr Messer mußte hierbei die Stelle einer Scheere vertreten. Diesmal machten sie lauter Kleider von Pelzwerk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den

Som-

Sommer verfertigten sie andere von gegärbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmaligen Witterung richten zu können.

So mußten diese braven Männer bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nunmehr einigermassen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß einer unter ihnen seine Kameraden überleben und einsam und hülfloß allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau nnd drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitten in dem kleinen Cirkel seiner Lieben, und hieng mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Tränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süssem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder sich zu rühren und thätig zu sein, so war

er so gut als einer auf dem Plaze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete wieder aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemals für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffordern, sie männlich zu unterdrücken wissen: dann sind sie rechter Art; dann erschlaffen sie nicht, sondern veredeln unsere Seele, und in diesem Falle darf auch der gesezte Mann sich einer Träne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmal in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken: so mögen wir übrigens noch so gute Leute sein, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberseelen sind wir in Männertracht: und ist es nicht schimpflich, die Uniform des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu betragen, als gehörte man zu dem schwächern?

Aber wieder zu unsern Insulanern! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind:

so haben wir Zeit, eins und das andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von Spizbergen überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinern Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig deutsche Meilen, und ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spizbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weissen Bären, Rennthieren, weissen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spiziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Ausser dem heilsamen Löffelkraut, welches hie und da, und dem Moose, welches überall im Ueberflusse vorhanden ist, fanden sie auf der ganzen Insel kein Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer; Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert hier beinahe vier Monate; eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ohngefähr zwei Monate lang, unablässig am Horizonte herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht.

Die

Die hellen Nordlichter sind eine grosse Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichtes entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Matrosen angemerkt haben, in der Mitte des Novembers durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jenners, also ohngefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ohngefähr so, als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges mal in sechs Jahren hörten unsere Matrosen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn mann hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oefnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthaltes auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ohngeachtet

achtet es ihnen unmöglich war, Körper und Kleider reinlich zu halten, und ohngeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie passirten, wollen eben dieses bemerkt haben; und man versichert, daß Matrosen, welche voller Ungeziefer waren, plözlich davon befreit wurden, so bald ihr Schiff den Aequator durchschnitten hatte, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, so bald sie auf ihrer Rückreise wieder diesseits dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt sein. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wol eine Untersuchung, woher es komme, daß eine Fahrt über den Aequator hinaus mit der über den nördlichen Polarkreis hin in dieser Betrachtung einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Matrosen jezt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wol nicht zu, daß ich ihnen über das armselige und höchst einförmige Leben, welches diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefordert, als ich leisten könnte, weil

die

die armen Leute selbst, die keine Schreibmaterialien hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftiget waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsezten, weil in dieser ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke, was das sagen wolle!

Der unglückliche Werkguin hatte in dieser ganzen langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büssen müssen. Ohne sich bewegen, aufstehen oder das geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter grossen Schmerzen, und von seinen treuen Kameraden sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige längst gewünschte Tod, und drückte ihm sanft die Augen zu, und befreiete ihn von seinen Leiden. Die Kameraden begruben seinen Leichnam in Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu sein, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigener grosser Unbe-

quemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfordert, dessen wol nur wenig reiche und in Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ists; Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen andere. O laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschickt; denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Seelen und machen sie genesen von mancherr Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen sein, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein! Sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten Welt durch Oceane abgeschnitten sieht: o dann geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die blose Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschäzbares Gut

für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Instinct der Geselligkeit zu vereinigen gewußt! Hierzu kam bei unsern Insulanern noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß einer nach dem andern so dahin sterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich einen unter ihnen zuverlässig treffen müßte. Man seze sich in die Stelle dieser armen Leute und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte!

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren und sehnsuchtsvolle Blicke über des Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag: entdeckten sie ganz unvermuthet — und o wer vermag das Uebermaas ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick ausser sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Seele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben und sich einer unmässigen Freude über-

 lassen

lassen wollten, vielleicht davon segeln, und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, holten Feuer, holten Holz herbei, machten hier auf einem Hügel und dort auf einem andern ein hellloderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jezt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker; und jezt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehn, was es mit den drei Leuten am Lande für eine Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzücken unserer armen Insulaner, und die Verwunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehn, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf russisch von ihnen angeredet wurden, und nun

vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande über sechs Jahren verlebt, und bis dahin sich erhalten hätten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspizbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum grossen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück für unsere Matrosen, wurde es durch widrige Winde nach Ost-Spizbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den einen trift, einem oder mehreren andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den Schiffer zürnest, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nemlich in der Zeit ihres Hierseins reich geworden. Ihre gesammelten Schäze, welche ziemlich viel Raum einnehmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute: zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weisser Fuchsbälge. Hierzu rechne man nun noch ihre ganze Sommer- und Wintergarderobe, ihre Spiese, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenuzt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nehnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten: und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für den Transport aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 2000 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdem die drei Personen in allem frei halten mußte. Er verdient also auch deswegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermals ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen irren könne, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wol zu thun pflegen.

Alle jezt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und

und unsere Matrosen nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hofnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe sehr tragisch geworden wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrei und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen. Aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Matrosen, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schicksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nur grade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hättest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen!

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Affecte verleiten können,

nen, wenn man sich denselben ohne Zurückhaltung überläßt.

Unsere Helden traten jezt ans Land, und zwar in ihrer spizbergischen Uniform. Das zusammengelaufene Volk empfieng sie mit Erstaunen und Frohlocken; und Männer von Einsicht liessen bald den einen bald den andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abentheuerlichen Geschichte zu wiederholten malen ab, liessen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit dessen, was ich hier von ihnen erzählt habe.

III. Vasco

III.

Vasco de Gama Reise nach Ostindien,

die erste,

welche von den Portugiesen um Afrika herum vollführt wurde.

Einleitung.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatten die Venetianer fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs mittelländische Meer nach Alexandrien in Aegypten, von da nach Suez auf der Erdenge, welche Asien und Afrika verbindet, von wannen sich durch das rothe und arabische Meer nach Calecut oder einem andern Hafen an der Küste der ersten ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Charte nachzusehn.

Andere europäische Nationen blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein ander Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damals ein unternehmendes Volk, fie-

len

len zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte rund um Afrika herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jezt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thunlich wäre?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon von uralten Zeiten ein gewisser König von Aegypten, Necho genannt, durch phönizische Schiffe ganz Afrika habe umschiffen lassen: allein man war nicht so recht gewiß, ob diese Nachricht auch gegründet wäre. Viele läugneten gradezu die Möglichkeit einer solchen Unternehmung, und zwar aus Gründen, welche heutiges Tages ein Kind widerlegen kann. Sie bildeten sich nemlich ein, daß Afrika nach Süden hin kein Ende habe, sondern sich bis nach dem Südpol hin erstrecke, so daß es also unmöglich wäre, es zu umschiffen. Daneben hielten sie es, gleichfalls irriger Weise, für ausgemacht, daß derjenige Theil unserer Erdkugel, welchen man den heissen Erdgürtel zu nennen pflegt, von der Sonne dergestalt versengt würde, daß kein Mensch im Stande wäre, es darin auszuhalten. Ja, sie besorgten sogar, daß die Sonnengluth in jenen heissen Weltgegenden so groß sein dürfte, daß sie die Schiffe entzünden und mit Mann und Maus zu Asche brennen würde.

Lacht nicht, ihr jungen Freunde, über die große Unwissenheit, die man hierbei an den Tag legte. Damals kannte man von unserer Erde und von der natürlichen Beschaffenheit derselben noch so wenig, daß wir alle, wenn wir zu eben der Zeit gelebt hätten, wol nicht viel klüger geurtheilt haben würden. Jezt, da schon so viel tausend Reisen nach allen Himmelsgegenden hin angestellt und so viele derselben beschrieben worden sind, ist es keine große Kunst mehr, das Lächerliche jener Besorgnisse einzusehn. Jedes Kind ist jezt dazu im Stande; aber damals war es ganz ein anderes.

Dennoch wagten es die Portugiesen, jener abschreckenden Gründe ungeachtet, auf diese wichtige Entdeckung auszugehn. Ihre ersten Bemühungen erreichten zwar noch nicht den abgezielten Zweck; allein sie erreichten doch etwas, welches sie hinreichend belohnte. Sie entdeckten nemlich nach und nach die Inseln Porto Santo und Madera, die Azoren, das grüne Vorgebirge, und endlich gar das Vorgebirge der guten Hoffnung, als die lezte südliche Spize von Afrika. Derjenige, welche diese lezte Entdeckung vollendete, und das gesamte Vorgebürge wirklich umschifte, war Bartholomäus Diaz.

Die Möglichkeit, um Afrika herum nach Indien zu segeln, schien nunmehro völlig erwiesen

zu sein: dennoch gab es Leute, welche dieselbe noch immer bezweifelten, und die Hoffnung, diesen Zweck endlich zu erreichen, noch immer für eine tolle Chimäre hielten. Daß man die Linie passiren könne, ohne von der Sonne verbrannt zu werden, und daß Afrika nicht ins Unendliche fortlaufe, sondern irgendwo aufhöre und also auch umschifft werden könne, durften sie nun freilich nicht mehr läugnen. Aber unglücklicher Weise hatte Diaz in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung einen schweren Sturm ausgestanden, und dem Vorgebirge deswegen den Beinahmen tormentoso, das stürmichte, gegeben. Das war nun jenen kleinmüthigen Leuten genug, um den Schluß daraus zu ziehn, daß es in dieser Weltgegend immer stürme, und daß es daher unmöglich sey, weiter daselbst vorzudringen. Was doch Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit sich für übereilte Schlüsse erlauben!

Zu jenen kleinmüthigen Zweiflern gehörte indeß nicht der König Emanuel von Portugal; der nicht sobald zur Regierung gelangt war, als er schon mit Eifer darauf dachte, den Plan seiner Vorfahren, Ostindien zur See zu entdecken, völlig auszuführen. Er ließ daher ungesäumt eine Flotte ausrüsten, und zum Anführer derselben wählte er einen Mann, der die zu einer so großen Unternehmung erforderliche Geschicklichkeit

keit und Herzhaftigkeit in hohem Grade besaß. Er hieß Vasco de Gama; und hier ist die Geschichte seiner merkwürdigen Entdeckungsreise!

I

Reise von Belem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und von da nach Mosambik an der östlichen Küste von Afrika.

Die Flotte, welche Vasco de Gama bei dieser Unternehmung anführen solte, bestand aus drei ziemlich grossen Schiffen, welche zusammengenommen nicht mehr als 160 Mann an Bord hatten. Die Namen der Schiffe waren St. Gabriel, St. Raphael und Berrio. Die auf den leztern beiden commandirenden Schiffscapitaine hiessen Paul de Gama, des Vasco Bruder, und Nicolaus Nunez. Auf dem St. Gabriel ließ Vasco seine eigene Flagge wehen. Ausserdem wurde diese kleine Escader noch von einem Proviantschiffe begleitet, dessen Anführer Gonzalo Nunez war.

Es war am 8ten Julius 1497, also fünf Jahr nach der von Columbus geschehenen Entdeckung von Amerika, als Vasco de Gama bei Belem, einem unter Lissabon am Tejo

liegenden Flecken, die Anker lichten ließ und unter Segel gieng. Da mehrere Schiffe, welche zusammen nach einerlei Bestimmungsorte abgehn, niemals sicher sind, daß sie immer beisammenbleiben werden, weil Stürme und andere gewöhnliche Zufälle sich oft von einander zu trennen pflegen: so sezt der Anführer allemal einen gewissen Ort oder eine gewisse Gegend fest, wo sie sich in solchen Fällen einander erwarten wollen, um sich wieder zu sammeln. De Gama bestimmte bei seiner Abreise zum nächsten Sammelplaze das grüne Vorgebirge an der westlichen Küste von Afrika.

Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten. Denn, als sie in die Gegend der canarischen Inseln gekommen waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem der Admiral selbst von den übrigen Schiffen weit verschlagen wurde. Allein da nunmehr jeder mußte, wohin er sich zu wenden hatte, um mit den übrigen wieder zusammen zu treffen: so fanden sie sich acht Tage darnach an dem festgesezten Sammelplaze alle wieder vereiniget. Sie steuerten hierauf nach St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, den die Schiffe in dem Sturme gelitten hatten, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen.

Die Insel St. Jago, welche noch jezt den Portugiesen gehört, und die größte von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, verdient wol, daß meine jungen Leser sie auf der Charte aufsuchen, weil sie seit kurzem durch zwei wichtige Begebenheiten ungemein merkwürdig geworden ist. Vor zehn Jahren nemlich erfuhren die Bewohner dieser Insel eine so schreckliche Hungersnoth, daß 16000 derselben davon aufgerieben wurden; und in dem lezten Seekriege fiel auf einer Rhede dieser Insel ein Treffen zwischen einer englischen und französischen Flotte vor, welche beide nach Ostindien bestimmt waren.

Den dritten August lichtete man abermals die Anker, und fuhr fort, längst der afrikanischen Küste gen Süden zu steuern. Weil man damals über die in dieser Weltgegend gewöhnlichen Windstriche noch ganz und gar keine Erfahrungen gesammelt hatte: so war die Schiffahrt daselbst noch mit vielen Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft, die man heutiges Tages größtentheils zu vermeiden weiß. Sie brachten daher, mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, drei volle Monate zu, bevor sie von den Inseln des grünen Vorgebirges bis in diejenige Gegend des äthiopischen Meeres kamen, in welcher die Insel St. Helena liegt, welche meine jungen Leser gleichfalls auf der Charte von Afrika finden werden. Heutiges Ta-

ges kann man diese Reise in einigen Wochen vollenden.

Es war am vierten November, als sie diese damals noch nicht bekannte Insel zu Gesicht bekamen, und ihr den Namen gaben, den sie noch jezund führt, ohngeachtet sie jezt nicht den ersten Entdeckern derselben, den Portugiesen, sondern den Engländern gehört. Die Insel selbst ist nicht von grosser Wichtigkeit: aber sie ist ihren Besizern gleichwol viel werth, weil die nach Ostindien fahrenden oder von Ostindien zurückkommenden Engländer sich hier mit frischem Wasser versorgen können.

Auch unsern Reisenden, welche schon seit einiger Zeit grossen Mangel an trinkbarem Wasser litten, kam diese Entdeckung wohl zu statten. Sie fanden auch Einwohner auf dieser Insel, und zwar Schwarze von kleiner Statur und unangenehmer Bildung. Diese giengen nach Art der Wilden in heissen Ländern, größtentheils unbekleidet, nur daß sie ein Thierfell, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hatten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen und in hölzernen Stäben, die am Feuer gehärtet und an den Enden mit Spizen von Thierhörnern versehen waren. Sie lebten übrigens von Wurzeln, Seethieren, besonders Wallfischen — deren es in dieser Gegend viele giebt — Meer-

geflügel und wilden Ziegen. Man fand auch Hunde bei ihnen, welche denen in Portugall glichen.

Der Anführer der Flotte gieng selbst ans Land, theils um die beschaffenheit desselben kennen zu lernen, theils um die Lebensart und Sitten der Eingebornen zu beobachten. Er traf im Herumgehn einen derselben an, welcher Honig suchte — denn hier, wie in ganz Afrika, giebt es sehr viele Bienen, welche vortreflichen Honig sammeln. Er wollte sich mit ihm unterhalten, aber man verstand von beiden Seiten kein Wort von dem, was der eine zu dem andern sagte. Er nahm ihn hierauf mit an Bord, allein auch hier konnte man nichts von ihm herausbringen. Man behielt ihn die Nacht auf dem Schiffe, und sezte ihn am folgenden Morgen wohlbekleidet ans Land. Die gute Begegnung, die er erfahren hatte, und der Anblick der ihm geschenkten Kleidungsstücke reizten viele andere, sich gleichfalls nach den Schiffen zu begeben. Der Admiral zeigte ihnen allerlei Spezereien, Gold und Perlen, um zu sehen, was für Mienen sie dabei machen würden: allein er fand, daß ihnen diese Dinge gänzlich unbekannt waren, und daß sie wenig darauf achteten. Er beschenkte sie hierauf mit kleinen Glöckchen, zinnernen Ringen und Rechenpfenningen, worüber sie eine große Freude ausdrückten.

So freundschaftlich indeß der Ton war, auf den man von beiden Seiten gestimmt zu sein schien: so zeigte es sich doch bald, daß diesen schwarzen Herren nicht sehr zu trauen wäre. Denn da ein kleiner Trupp Portugiesen sich etwas weiter ins Land hineinwagte, um die Eingebornen in ihren Wohnungen zu besuchen, so glaubten sie einige Anstalten zu Feindseligkeiten zu bemerken. Sie hielten es daher für rathsam, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Die Wilden sezten ihnen nach; und es würde wahrscheinlicher Weise zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht der Admiral die Gefahr, welche seinen Leuten drohete, vom Schiffe aus bemerkt hätte, und mit den Booten ihnen zu Hülfe geeilt wäre. Sobald die Schwarzen dieses sahen, liefen sie mit grossem Geschreie zurück.

Allein diese scheinbare Flucht war im Grunde wol nur eine Kriegeslist, welche zur Absicht hatte, die Portugiesen zum Nachsezen zu bewegen, um sie nachher zu überfallen. Denn da sie sahen, daß ihnen keiner folgen wollte, kehrten sie sogleich zurück, und griffen den Admiral und seine Leute mit Pfeilen und andern Waffen grimmig an; wodurch man genöthiget wurde, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Vier Portugiesen wurden verwundet, und der Admiral selbst erhielt eine Verlezung am Schenkel.

Nach-

Nachdem man sich zwölf Tage hier verweilt hatte, segelte man mit einem Südwestwinde weiter, und schon zwei Tage darauf hatte man die Freude, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblicken. Allein ein widriger Wind, welcher ihnen jezt entgegen blies, hinderte sie, sich dem Lande zu nähern, und zwang sie, in die hohe See zu stechen. Erst zwei Tage darnach, als am 20sten November, war es ihnen möglich, sich um das Vorgebirge herumzuschwingen. Es geschahe dies unter Trompetenschall und vielen andern Freudensbezeugungen. An der Küste des Vorgebirges bemerkte man, wiewol nur von fern, eine Menge großes und kleines Vieh von gutem Ansehn, und Menschen, welche denen auf St. Helena glichen. Allein es belohnt sich nicht der Mühe, meinen Lesern die wenigen dürftigen Beobachtungen zu erzählen, welche die Portugiesen hier im Vorbeifahren machen konnten: weil wir künftig oft nach diesem Vorgebirge zurückkehren und von Leuten, welche sich länger daselbst aufgehalten, umständlichere und zugleich bestimmtere Nachricht erhalten werden.

Jezt steuerten sie längst der östlichen afrikanischen Küste gegen Nordost. Nachdem sie ohngefähr sechzig Meilen fortgesegelt waren, legten sie sich im Gesicht des Landes neben einer Insel vor Anker, und hatten Gelegenheit folgende Bemerkungen zu machen. Die Eingebornen glichen

 denen

denen auf St. Helena und auf dem Vorgebirge. Die Gegend schien reich an Elephanten und Ochsen zu sein. Der leztern bedient man sich hier zum Reiten, nachdem man ihnen ein Küssen von Stroh und einen hölzernen Sattel auf den Rücken gelegt, und ein Holz durch die Nase gezogen hat. Auf einem Felsen, ohnweit der Küste, sahe man einige tausend Seelöwen; ein Thier, welches künftig vielleicht öfters genannt werden dürfte, von welchem ich daher meinen wißbegierigen Lesern im Vorbeigehn eine kurze Beschreibung machen muß. Es gleicht dem Seehunde, ist aber grösser, als dieser, indem er sechs bis zehn Ellen lang zu werden pflegt. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, frißt Fische und Gras, und sezt davon, gleich dem Robben, einen dicken Speck an, aus dem sich Thran brennen läßt. Es streckt sich gern auf Inseln und Sandbänken hin, um zu schnarchen, ist aber, wie man sagt, allemal so vorsichtig, eine Wache auszustellen, welche bei herannahender Gefahr durch ein gewisses Grunzen Lermr zu machen pflegt. Die Bewegung des Seelöwen, sowol im Wasser als auch zu Lande, geschieht so langsam, daß man ihn leicht einholen kann. Er selbst fällt niemand feindlich an: wird er aber verwundet, oder raubt man ihm seine Jungen, so beißt er grimmig um sich. Gegen seine jungen scheint er eine grosse Zärtlichkeit zu haben. Ehe sie schwimmen könneu, läßt er sie auf sich reiten; wirft sie aber,

sagt

sagt man, oft mit Vorsaz ab, damit sie sich im Schwimmen üben müssen.

So viel vom Seelöwen; jezt wieder zu unsern Portugiesen.

Wenig Tage nach ihrer Ankunft erschienen ohngefähr neunzig Eingebohrne, einige am Gestade, einige auf den Bergen. Der Admiral sezte darauf nach dem Lande aus, ließ aber seine Leute sich vorher wohl bewafnen, damit es ihnen nicht abermals gienge, wie auf St. Helena. Indem man sich nun dem Lande näherte, ließ er Glöckchen auswerfen, welche die Schwarzen aufhuben, und hierauf so nahe kamen, daß sie deren mehrere aus seiner Hand empfiengen. Er wagte sich hierauf mit seinen Leuten ans Land, und tauschte von den Schwarzen elfenbeinerne Armringe für einige rothe Nachtmüzen ein. Diese erste Zusammenkunft endigte sich, wie sie angefangen hatte, in vollkommenem Frieden.

Einige Tage darnach fanden sich an zweihundert Schwarze ein, welche zwölf Ochsen und vier Schaafe mitbrachten, und als die Portugiesen zu ihnen ans Land giengen, fiengen sie an, auf Flöten zu blasen, und diese Musik mit einigen Stimmen zu begleiten. Um diese Höflichkeit zu erwiedern, ließ der Admiral seine

Trom

Trompeten gleichfalls blasen und seine Leute mußten dazu tanzen. Dies belustigte die Schwarzen sehr; und so vergieng auch dieser Tag unter lauter Vergnügen und gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen.

Aber dieses freundliche Benehmen währte nicht immer; denn da einige Tage darnach eine noch grössere Menge sich einstellte, und die Portugiesen ihnen einen Ochsen abhandelten: bemerkte man, daß einige junge Schwarze sich mit den Waffen der Alten hinter einem Gebüsche versteckt hielten. Der Admiral, welcher einen hinterlistigen Ueberfall besorgte, befahl hierauf seinen Leuten, sich nach einem sichern Plaz zurück zu ziehn. Es geschahe; die Portugiesen sezten sich in ihre Boote, und fuhren längst dem Ufer nach einem freien Orte hin, wo man weit genug um sich sehen konnte. Die Schwarzen brachen hierauf gleichfalls auf, und giengen, den Booten gegen über, eben dahin. Hier rottierten sie sich zusammen, und schienen Anstalt zum Gefecht zu machen. Allein der Admiral, welcher diesmal menschlich dachte, wollte es gern vermeiden, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, und zog sich daher in den Booten nach den Schiffen zurück. Um indeß den muthwilligen Schwarzen einige Ehrerbietung einzuflössen, ließ er ein paar Kanonenschüsse thun, wodurch sie denn auch dergestalt erschreckt wurden, daß sie

in gröster Unordnung davon liefen und ihre Waffen von sich warfen.

Nach diesem sandte de Gama einige Leute ans Land, welche ein Kreuz nebst einer Seule mit Sr. portugiesischen Majestät Wappen errichten und durch diese Handlung von dem Lande, wie man sagt, Besiz nehmen mußten, ohngeachtet es schon seine Besizer hatte, denen es rechtmässig zugehörte. Allein die klugen und mächtigen Europäer haben nun einmal festzusezen geruht, daß ihre einfältigeren und schwächern Brüder in entfernten Welttheilen ganz und gar kein Eigenthum am Lande haben können; daß man daher ohne Umstände ihnen dasjenige nehmen dürfe, was seit Jahrhunderten das ihrige war; und daß, um diese Handlung rechtmäßig zu machen, weiter nichts erfordert werde, als daß man der erste Europäer sei, der ein solches Land entdeckt, und unter einigen Ceremonien erkläre, daß man Besiz davon genommen habe. Ich wünsche, daß meine jungen Leser über diese sonderbare Meinung einen Augenblick nachdenken, und sich selbst die Frage vorlegen mögen: ob dieses Verfahren auch wol ein gerechtes und billiges genannt zu werden verdiene?

Die Schwarzen wußten vermuthlich nicht, was das Kreuz und die Seule bedeuten sollten; aber

aber es mußte ihnen doch bedenklich vorkommen, so etwas von fremden Leuten, die sie nicht eingeladen hatten, dahin pflanzen zu lassen. Sie machten sich also, sobald die Portugiesen wieder an Bord waren, darüber her, und rissen Kreuz und Seule vor ihren Augen nieder.

Man segelte weiter, und näherte sich von Zeit zu Zeit wieder der Küste, um das Land in Augenschein zu nehmen. Der Admiral hatte bei seiner Abreise aus Portugal verschiedene Missethäter mitgenommen, um sie bei vorfallender Gelegenheit zu solchen Geschäften zu brauchen, welche am meisten mit Lebensgefahr verbunden wären. Von diesen ließ er jezt zwei an die Küste sezen, mit dem Befehl, daselbst zu bleiben, um das Land und die Bewohner desselben genauer kennen zu lernen. Er versprach ihnen hierbei, daß er sie bei seiner Zurückkunft, dafern sie alsdann noch lebten, wieder aufnehmen und nach Portugal zurückführen wollte, da man sie denn von jeder andern Strafe frei sprechen würde.

Wie gefällt meinen Lesern diese Züchtigung? Ich für mein Theil wünschte, daß man darauf denken mögte, jede andere Strafe auf eine ähnliche Weise dergestalt einzurichten, daß der Missethäter nicht für die menschliche Gesellschaft verlohren gienge, sondern vielmehr sich für dieselbe

nüz-

nüzlich zu machen gezwungen würde. Aber wieder zu unsern Reisenden.

Am 11ten Jenner 1498 legten sie sich abermals ohnweit der Küste vor Anker; und der Admiral schickte einige seiner Leute ans Land, um über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben Bemerkungen zu machen. Diese wurden sowol von den Eingebohrnen, als auch von dem Oberhaupte derselben aufs freundschaftlichste aufgenommen. Deswegen sandte der Admiral dem leztern aus Erkenntlichkeit ein rothes Wamms nebst einem paar Strümpfen und einer Müze von gleicher Farbe, wie auch einen kupfernen Armband; welches alles mit grossem Vergnügen angenommen ward. Der dankbare schwarze König lud hierauf den Admiral und dessen Leute ein, in seine Stadt zu kommen, mit der Versicherung, daß ihnen alles, was sein Land hervorbrächte, zu Dienste stehen sollte.

Der Admiral nahm diese Einladung zwar nicht für sich, aber doch für einige seiner Leute an. Diese giengen also mit dem Könige fort, dessen Unterthanen ihn in seiner neuen Kleidung überall mit grosser Bewunderung betrachteten, und vor Freude in die Hände schlugen. Nachdem sie in die Stadt gekommen waren — wenn man anders mehrere zusammenstehende elende Hütten mit diesem Namen belegen will — gieng

Sr.

Sr. schwarze Majestät zuvörderst darin herum, damit die Einwohner ihn in seinem neuen Puze sehen und bewundern sollten. Alsdann verfügte man sich nach seinem Hause, wo eine Henne mit gekochtem Hirse zur Mittagmahlzeit aufgetragen wurde. Man speisete im Angesicht vieler Zuschauer, welche bald ihren schönen gepuzten König, bald die weissen Fremdlinge bewunderten. Die Portugiesen verweilten hieselbst bis zum folgenden Tage.

Bei ihrer Rückkehr nach dem Schiffe wurden sie von einigen Schwarzen begleitet, durch welche der König dem Admiral Hüner zum Geschenk schickte. Dieser nannte aus Dankbarkeit die Gegend, wo man ihm so freundschaftlich begegnet war, das Land der guten Leute. Es ist dies ein Theil der afrikanischen Küste, welche dem südlichen Ende der grossen Insel Madagascar gegen über liegt.

Man fand unter diesen Leuten bei weitem mehr Weiber als Männer. Vielleicht hatten sie mit benachbarten Völkerschaften blutige Kriege geführt, wodurch ein Theil der streitbaren Männer aufgerieben war. Ihre waffen bestanden aus langen Bogen, nebst Pfeilen und Wurfspiessen mit eisernen Spizen. Sie führten auch Dolche mit zinnernen Gefässen und Scheiden von Elfenbein; woraus erhellet, daß ausser dem

Kupfer

Kupfer auch viel Zinn in diesem Lande sein müsse. Salz bereiteten sie aus Seewasser, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen in Gruben trugen, um es daselbst ausdampfen zu lassen, da denn das darin befindlich gewesene Salz zurück bleibt. Es ist bekannt, daß man in mehreren Ländern, wie z. B. in Portugal, auf eben diese Weise Salz aus Seewasser zieht. Europäische Leinewand gefiel ihnen so wohl, daß sie für ein Hemde gern eine grosse Menge Kupfer gaben. Uebrigens waren sie — was man an so uncultivirten Menschen bewundern muß — so ausnehmend gefällig und dienstfertig, daß sie den Portugiesen das benöthigte Trinkwasser eine Viertelmeile weit aus dem Flusse holten.

Von hieraus schifte man in dem Kanal zwischen Afrika und Madagascar fort, und langte acht Tage darauf bei der Mündung eines Stroms an, den man auf den Charten von Afrika unter dem Namen Cuama findet. Man fieht auf diesem Strome eine Strecke in den Booten hinauf, und fand das Land überall niedrig und mit starken Bäumen bewachsen. Es begegneten ihnen verschiedene Eingeborne in Kähnen, die mit Segeln von Palmblättern versehen waren; und es gereichte den Portugiesen zu nicht geringer Ermunterung, nun schon Leute vor sich zu sehn, welche den Gebrauch der Segel kannten, dergleichen ihnen bis dahin noch nicht vor-

gekommen waren. Verschiedene dieser Eingebohrnen kamen auch nach den Schiffen, giengen ohne Furcht an Bord, und bezeugten sich so vertraut, als ob die Portugiesen alte Bekannten von ihnen gewesen wären. Sie waren von guter Leibesgestalt, aber schwarz, und giengen größtentheils unbekleidet. Eine Art von Schürze, die sie vor hatten, machte ihren ganzen Anzug aus.

Man bezeigte sich freundlich gegen sie, beschenkte sie mit Glöckchen und andern dergleichen Raritäten. Dies munterte sie an, in Begleitung vieler andern wieder zu kommen und den Portugiesen Lebensmittel zu bringen. Es befanden sich auch einige Weibsbilder dabei. Diese zeichneten sich von den Männern durch drei Löcher in den Lippen aus, worin sie eben so viele Stücke Zinn, als einen unter ihnen gebräuchlichen Schmuck, hängen hatten. Das gegenseitige Betragen war so freundschaftlich, daß einige Portugiesen kein Bedenken trugen, sie nach ihren Wohnungen zu begleiten.

Am dritten Tage ihres Hierseins kamen zwei Vornehme in ihren Booten, den Admiral zu besuchen. Diese waren nicht besser gekleidet, als die übrigen; nur daß ihre Schürzen breiter waren. Doch trug der eine auch auf seinem Kopfe ein mit Seide durchwirktes Schnupftuch,

und der andere eine Kappe von grünem seidenen Zeuge.

De Gama nahm sie freundlich auf, nöthigte sie zu essen, und beschenkte sie mit Kleidungsstüken und andern Sachen: aber man konnte sehen, daß sie sich nicht viel daraus machten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehn, daß sie aus einem fernen Lande wären, und daß sie eben so grosse Schiffe, als diejenigen, worin sie sich jezt befänden, schon anderwärts gesehen hätten. Der Admiral schloß hieraus, daß er nun bald zu Leuten kommen würde, welche Handel nach Ostindien trieben, und nannte deswegen den Strom, in dessen Mündung er vor Anker lag, Rio de buenas Sinays, d. i. den Strom der guten Anzeigungen.

Die Schiffe, welche nun so lange schon in See gewesen waren, bedurften einer grossen Ausbesserung. Man legte sie daher auf die Seite, welches in der Schiffersprache kielholen genannt wird, um sie zu kalfatern, d. i. die Rizen mit Hanfwerg zu verstopfen, und hierauf mit geschmolzenem Pech und Theer zu beschmieren. Indessen wurden verschiedene von dem Schiffsvolke krank, weil entweder die Luft oder die Speisen, die sie hier genossen, ungesund waren. Sie kriegten geschwollene Hände und Füsse; das Zahnfleisch lief ihnen auf, und gerieth dermassen

in Fäulniß, daß es einen unerträglichen Gestank verursachte, und daß sie nichts geniessen konnten, was gekauet werden mußte. Man wußte kein ander Mittel, dieser Fäulniß Einhalt zu thun, als sie auszuschneiden; und viele starben daran. Man sieht, daß diese Krankheit in Scorbut bestand.

Nach vollendeter Ausbesserung der Schiffe segelte man am 24sten Jenner weiter. Acht Tage darauf befanden sie sich im Angesicht einiger Inseln, welche ohnfern der Küste lagen; und von einer derselben stiessen Leute in sieben oder acht Booten ab, näherten sich den portugiesischen Schiffen, und verlangten an Bord zu kommen. Man nahm sie willig auf, und sie bezeigten sich ausserordentlich zutraulich. Es waren Leute von guter Statur, etwas schwarz, und mit baumwollenem gestreiften Zeuge bekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie Turbans von Leinewand mit Seide und Gold durchwirkt. Sie trugen auch Schwerdter und Dolche, und brachten musikalische Instrumenten mit, die sie Sagbuts nannten. Ihre Sprache war die arabische. Sie aßen und tranken, was man ihnen vorsezte; und als einer, welcher ihre Sprache verstand, sie fragte: wie die Insel, von der sie gekommen waren, heisse? antworteten sie: Mosambik. Sie fügten hinzu: es befände sich daselbst eine Stadt voll Kaufleute, die nach Indien

mit Spezereien, Edelgesteinen und andern Sachen handelten. Sie erboten sich, die Schiffe in den Hafen zu führen: und dieses Anerbieten ward mit Vergnügen angenommen.

2.

Aufenthalt zu Mosambik. Reise von da bis nach Calecut auf der malabarischen Küste in Ostindien.

Die Stadt Mosambik, bei welcher unsere Reisende jezt vor Anker giengen, liegt auf einer Insel an der östlichen Küste von Afrika, und zwar unterm 15ten Grade südlicher Breite, d. i. fünfzehn mal fünfzehn Meilen jenseits des Aequators oder derjenigen Kreislinie, welche man, in gleicher Entfernung von den beiden Polen, in den Gedanken rund um den Erdball zieht. Man fand, daß sie größtentheils von Arabern bewohnt wurde, welche dem muhamedanischen Glauben zugethan waren, und sowol nach dem rothen Meere als auch nach Indien Handel trieben. Dergleichen aus Arabien und dem nördlichen Afrika durch ganz Indien verbreiteten Muhamedanern, welche ursprünglich Mauren, auch Saracenen hießen, pflegt man daselbst den Namen Mohren beizulegen, welche man bei uns den

eigentlichen Schwarzen oder Negern giebt. Diejenigen von dieser Nation, welche man hier vorfand, bedienten sich damals zu ihrem Handel ziemlich grosser Schiffe, die aber kein Verdeck hatten, und ohne Nägel gebaut waren, indem man das Holzwerk nur mit Seilen aus Cocosschalen verband. Sie Segel bestanden aus Matten von Palmblättern. Man fand übrigens, daß sie schon Kompas und Seecharten kannten, und sich beider auf ihrer Reise zu bedienen wußten.

Die eigentlichen Eingebornen dieser Gegend sind Schwarze. Ihr Land ist niedrig und ungesund. Alle Häuser, welche man damals hier vorfand, waren Hütten aus geflochtenen Hürden; nur die Wohnung des Scheikh, d. i. des Oberhaupts oder Fürsten der hier wohnenden Araber, wie auch die Moschee oder der muhamedanische Tempel, hatten Wände von Lehm.

So fand man es damals hier. Jezt, da Mosambik ein portugiesischer Pflanzort ist, sieht es ganz anders daselbst aus. Denn nunmehr sieht man hier eine große, schöne und wohlbefestigte Stadt mit einem, durch ein Kastell beschüzten guten Hafen, welcher den Portugiesen eben so wichtig ist, als den Holländern das Vorgebirge der guten Hoffnung. Denn hier können die portugiesischen Ostindienfahrer nicht allein alle Nothwendigkeiten zur Fortsezung ihrer

Reise

Reise bekommen, sondern sie finden daselbst auch die nöthigen Materialien zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und in dem dortigen Hafen können sie jedesmal die zur Schiffahrt bequemen Zeiten erwarten. Auch findet man jezt an diesem Orte ein Hospital oder Pflegs haus für Kranke, welches an guter Einrichtung wenig seines gleichen haben soll.

Der Scheikh — andere sprechen dieses Wort auch Schach oder Schah aus — hielt die angekommene Portugiesen für Mohren oder Türken von einem andern Plaze; schickte ihnen daher Geschenke, und bezeigte ein Verlangen, bei ihnen an Bord zu kommen. De Gama sandte ihm zur Dankbarkeit rothe Hüte, kurze Röcke, Korallen, metallene Becken, kleine Schellen und andere dergleichen Dinge; und ließ ihm dabei anzeigen, daß sein Besuch willkommen sein würde. Allein der mohrische Prinz sahe dieses Geschenk mit Verachtung an, und fragte wozu dergleichen Siebensachen nüzten, und warum der Admiral ihm keinen Scharlach sendete? De Gama sahe hieraus, daß er es jezt nicht mehr mit Wilden zu thun habe, und entschuldigte sich damit, daß er keinen Scharlach mit sich führe.

Um sich indeß auf den angemeldeten Besuch vorzubereiten, ließ er alle Kranken auf die Seite schaffen, und alle, welche gesund waren, von

den andern Schiffen auf das seinige kommen. Diese ließ er zugleich heimlich sich bewaffnen, auf den möglichen Fall, daß der Scheikh oder dessen Leute vielleicht hinterlistig verfahren sollten.

Der Scheikh erschien. Er so wol, als auch seine Gefolge waren wohlgepuzt, und trugen Kleider von Seide. Er selbst war lang und hager, hatte eine Art von Hemde an, das ihm bis an die Fersen gieng, und über demselben trug er ein Oberkleid von Sammet. Den Kopf hatte er mit einer seidenen Kappe von mancherlei Farben bedeckt, die mit Gold besezt war. Am Gürtel trug er Schwerdt und Dolche, und an den Füssen Schuhe von Seide. Seine Leute hatten Trompeten von Elfenbein und andere Instrumente mitgebracht, auf denen sie bei ihrer Ankunft eine gute Weile spielten; worauf der Admiral den Scheikh in seine Cajüte führte.

Dieser sowol, als auch seine Begleiter, liessen sich alles, was ihnen vorgesezt wurde, trefflich schmecken. Er fragte den Admiral: ob sie nicht Türken wären, wie ihre weisse Farbe vermuthen lasse; und verlangte ihre Bogen und Gesezbücher zu sehn. De Gama erwiederte: sie wären nicht aus der Türkei selbst, sondern aus einem grossen Königreiche, welches daran grenzte; ihre Gesezbücher hätten sie nicht bei sich; er zeigte ihm aber einige Armbrüste und andere Waffen,

fen, über deren Wirkung der Mohrenfürst seine Verwunderung zu bezeigen geruhete.

De Gama erfuhr bei dieser Zusammenkunft, daß von da nach Calecut noch neunhundert Meilen wären, und daß er nothwendig einen Lootsmann *) von dort aus mitnehmen müßte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, auf Sandbänke zu gerathen. Er ersuchte den Scheikh, ihm statt eines, lieber zwei derselben zu überlassen, auf den Fall, daß der eine etwa krank werden oder gar mit Tod abgehen sollte, und seine Bitte ward ihm gewährt.

Allein aller dieser scheinbaren Freundschaft ungeachtet, mußte de Gama bald darauf erfahren, daß er große Ursache habe, sich vor diesen Leuten in Acht zu nehmen. Denn durch einen der beiden Lootsmänner, die der Scheikh ihm zusandte, wurde ihm unter der Hand gesteckt, daß dieser treulose Mann damit umgienge, sich der portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, und den Admiral mit seinen Leuten aus der Welt zu schaffen, weil man nunmehr wisse, daß sie keine Türken, sondern Christen wären. Seht da, meine junge Freunde, wozu Aberglaube und falscher

*) Ein der Schiffahrt in einer gewissen Gegend kundiger Mann, welcher weiß, wo gefährliche Stellen sind, und die Schiffe zwischen denselben hinführt.

Religionseifer die Menschen verleiten kann! Solche und noch viele schwärzere Beispiele von Unmenschlichkeit gegen fremde Religionsverwandte, oder solche, welche in Religionssachen zu irren scheinen, hat die Geschichte der meisten Nationen, besonders die der Christen aufzuweisen. Das ist der Schandfleck in der Geschichte des christlichen Glaubens, den jeder aufgeklärte und wahre Christ durch eine uneingeschränkte milde Duldsamkeit gegen jeden, der in Glaubenssachen anders denkt, als er, nach Möglichkeit wieder auszutilgen suchen muß. —

De Gama hielt, nachdem er diese Nachricht eingezogen hatte, für rathsam, sich nach einer kleinen Insel zurück zu ziehn, welche ohngefähr eine Meile von Mosambik entfernt lag. Allein da der eine Lootsmann noch am Lande war, und da die Schiffe noch nicht alles Wasser eingenommen hatten, dessen sie bedurften, so sahe er sich genöthiget, selbst in den Booten nach Mosambik zurückzukehren. Die Art, wie er diesmal empfangen wurde, schien die erhaltene Nachricht von den verrätherischen Absichten der Mohren zu bestätigen. Er glaubte daher berechtiget zu sein, ihnen zuvor zu kommen, und ließ unter eine Menge derselben, die am Gestade versamlet war, Feuer geben, bemächtigte sich einiger derselben, unter denen glücklicher Weise ein Lootsmann war, mit Gewalt, zerstörte hierauf,

da alles die Flucht ergriffen hatte, ihre Stadt und ließ sodann die Anker lichten, um seine Reise fortzusezen.

Das Merkwürdigste, was ihnen auf dieser neuen Fahrt begegnete, bestand darin, daß die beiden mitgenommenen Lootsmänner sich einigemal hinterlistiger Weise bemüheten, die Schiffe irre zu leiten, bald um sie scheitern zu lassen, bald um sie in solche Gegenden zu führen, wo die Mohren sich ihrer bemächtigten könnten. Allein die Wachsamkeit des Admirals wuste diese Absicht zu vereiteln, und die Verräther wurden mit Stokschlägen gezüchtiget.

Den 7ten April kam man bei einer, nahe an der Küste liegenden Insel an, welche Mombassa (Mombaza) heißt, und welche meine Leser auf den gewöhnlichen Charten von Afrika unter dem vierten Grade südlicher Breite finden werden. Diese Insel wird durch einen Strom gemacht, welcher hier in zwei Mündungen sich ins Meer ergießt.

Die Luft in dieser Gegend ist ausserordentlich gesund. Denn kaum war man hieher vor Anker gekommen, als alle, welche zu Mosambik krank geworden, und noch nicht gestorben waren, plözlich wieder geneseten. Die Insel ist sehr angenehm, voll Plantagen, die aus Granatäpfeln, Feigen und Orangenbäumen bestehn. Ausser dem

schön-

schönsten Trinkwasser fand man hier auch Lebensmittel in Menge, besonders Reis, Hirse, Federvieh und sehr fette Schafe. Die Bewohner der auf einer sehr felsigten Anhöhe liegenden Stadt waren gleichfalls Muhamedaner oder sogenannte Mohren, einige weiß, andere braun. Die meisten Häuser derselben waren von Steinen aufgeführt. Sie selbst, und besonders ihre Weiber, giengen prächtig gekleidet, indem sie in seidenen Kleidern mit Gold und Juwelen besezt, einherstolzierten. Die Portugiesen merkten hieraus, daß sie den indianischen Quellen des Reichthums immer näher kämen.

Die Insel hatte einen schönen Hafen; allein de Gama hielt es der Klugheit gemäß, die Schiffe ausserhalb desselben so lange vor Anker zu legen, bis er erst über die Sitten und Gesinnungen der Bewohner dieses Landes die nöthigen Beobachtungen gemacht haben würde; und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Denn, nachdem es Nacht geworden, näherte sich ihnen eine Barke mit hundert Mann, die mit Schwerdern und Schilden bewaffnet waren, und an Bord zu kommen verlangten. De Gama ertheilte diese Erlaubniß nur vieren von ihnen, und auch diese mußten zuvor ihre Waffen niederlegen. Man nahm sie hierauf höflich auf, und sie berichteten dem Admiral, daß ihr Scheikh oder Fürst ihn den folgenden

genden Tag gleichfalls zu besuchen gedächte. Sie fügten hinzu, es wären verschiedene Christen unter ihnen, und die Schiffe könnten hier eine ganze Ladung von Spezereien einnehmen. Diese Nachricht stimmte mit der Aussage der Lootsmänner überein; man hatte also Ursache, sie für wahr zu halten.

Den folgenden Tag erschienen ordentliche Gesandten des Scheikh, welche den Admiral wegen seiner Ankunft begrüßen und ihm einige Geschenke von Früchten überreichen mußten. Diese wiederholten die Nachricht, daß verschiedene Christen auf der Insel lebten, stellten sich auch, als wenn sie selbst dergleichen wären, und luden hierauf den Admiral ein, in den Hafen zu kommen, wo man nicht nur alle seine Bedürfnisse befriedigen, sondern ihm auch Gelegenheit verschaffen würde, seine Schiffe mit Spezereien und andern kostbaren Waaren zu befrachten.

De Gama, welcher noch keine Ursache zum Mistrauen hatte, überhäufte diese Abgesandten mit Höflichkeiten, schickte sie mit Danksagungen und Gegengeschenken zurück, und ließ zugleich einige seiner Leute ans Land gehn, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Diese kehrten mit Bestätigungen der erhaltenen Nachrichten zurück; und man machte daher sogleich Anstalt, in den Hafen einzulaufen. Allein, da eins der Schiffe noch

noch vor der Einfahrt auf den Grund stieß, und man sich deshalb genöthiget sahe, die Anker wieder auszuwerfen: so glaubten die an Bord befindlichen Mohren, daß man den Vorsaz, sich des Hafens zu bedienen, wieder aufgegeben habe, und verließen sobald das Schiff, um wieder an das Land zu gehn. In demselben Augenblicke sahe man die beiden von Mosambik mitgebrachten Lootsmänner in die See springen und den Mohren nachschwimmen. Diese nahmen sie in ihre Boote auf, und fuhren darauf mit ihnen ans Land, ohngeachtet man sie auf alle mögliche Weise zu bewegen suchte, sie wieder zurückzugeben.

Dies erweckte Verdacht. Es waren noch zwei andere Mohren an Bord, die man gleichfalls von Mosambik mitgenommen hatte. Von diesen hofte man Licht zu erhalten. Man sezte ihnen daher zu, daß sie gestehen sollten, was ihnen von dem Vorhaben der hiesigen Mohren bekannt geworden sei; und da sie in der Güte nichts bekennen wollten: so sezte man sie einer grausamen Folter aus, um sie zum Reden zu bewegen. Man träufelte ihnen nemlich geschmolzenen und siedend heissen Speck aufs Fleisch. Unter der ihnen dadurch verursachten Marter gestanden sie endlich: „daß die hiesigen Mohren die Absicht hätten, dasjenige zu rächen, was die Portugiesen an ihren Glaubensgenossen zu

Mo-

Mosambik gethan; daß man deswegen den Untergang der Schiffe mit den beiden Lootsmännern hätte verabredet gehabt, und daß diese blos deswegen geflohen wären, weil sie besorgt hätten, daß ihr Anschlag schon entdeckt wäre.„

Auf diese unangenehme Nachricht gab man den Vorsaz, in den Hafen einzulaufen, auf, und blieb an der Stelle, wo man war, vor Anker liegen. In der Nacht bemerkte die Wache, daß das Ankerthau bewegt wurde, und glaubte anfänglich, diese Bewegung rühre von einem Tunnfische *) her, deren es in diesem Gewässer viele giebt. Allein bei genauerer Aufmerksamkeit entdeckte man einige Mohren, welche im schwimmen das Ankerthau zu kappen suchten, in der Hoffnung, daß das Schiff alsdann auf den Strand laufen würde. Andere hatten eben dieses

*) Der Tunnfisch oder Makrele, findet sich, und zwar in verschiedenen Unterarteu, in vielen Meeren. Diejenigen, welche in der Ostsee gefangen werden, sind nicht groß, aber überaus wohlschmeckend. In andern Meeren soll es deren geben, die wol einige Centner wiegen. Diese sollen eben so gefräßig als der Hayfisch sein, und wie dieser, schwimmende, Menschen anfallen. Man erzählt von ihnen, daß sie, um kleinere Fische zu fangen, in großer Geschwindigkeit cirkelförmig herumschwimmen, wodurch ein Strudel entsteht, der diekleinen Fische haufenweise zusammentreibt.

dieses bei den übrigen Schiffen bewerkstelligen wollen: allein so bald sie sahen, daß man sie entdeckt habe, machten sie sich eilig davon.

De Gama fand nicht für rathsam, sich bei so feindlich gesinnten Leuten länger aufzuhalten, und segelte weiter. Nach einer Fahrt von ohngefähr sieben Meilen entdeckte man zwei kleine mohrische Schiffe, welche ihnen zu entwischen suchten. Allein man machte Jagd darauf, und eins derselben, welches siebenzehn Mohren und eine Menge Gold und Silber an Bord hatte, wurde wirklich eingeholt, und für eine gute Prise d. i. für eine rechtmäßige Beute erklärt, weil man gegründete Ursachen zu haben glaubte, die Mohren als eine feindselige Nation zu behandeln. Noch an eben dem Tage langte die Flotte vor Melinda an.

Dieser Ort, welcher achtzehn Meilen nordwärts von Mombassa und unter dem dritten Grade südlicher Breite auf der afrikanischen Küste liegt, war ebenfalls eine Pflanzstadt muhamedanischer Handelsleute. Die Stadt liegt auf einer felsichten Anhöhe, und ist mit Wäldern von Palmen, Orangen, und andern Fruchtbäumen umgeben. Man fand sie groß, mit breiten Straßen und steinernen Häusern, welche einige Stockwerke hoch und oben platt waren. Die Portugiesen glaubten einen europäischen Ort zu sehn.

Die

Die hier wohnenden Mohren schienen Leute zu sein, die durch Handel reich geworden waren. Einige derselben waren mit seidenen, andere mit baumwollenen Zeugen bekleidet, und auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. Ihre Säbel und Dolche waren schön gearbeitet.

Als etwas Eigenthümliches dieser Leute bemerkte man, daß sie sämtlich links waren. Man fand übrigens, daß sie gute Reuter und trefliche Bogenschüzen wären, und sich unablässig darin übten. Ihr Fürst oder Scheikh, gleichfalls ein Muhamedaner, wurde mit grösserer Pracht bedienet, als die Oberhäupter derjenigen Pläze, wo man vorher gewesen war.

De Gama und seine Leute waren sehr erfreut, eine Stadt zu sehn, die einer portugiesischen so ähnlich war; und warfen eine Meile davon die Anker aus. Man erwartete, daß Leute vom Lande an Bord kommen würden; allein vergebens. Es ließ sich niemand blicken. Man hatte nemlich hier schon Nachricht von der Wegnahme des Schiffes mit den siebenzehn Mohren erhalten, und besorgte daher, daß die Portugiesen auch hier feindselig verfahren möchten.

De Gama ließ hierauf einen der gefangenen Mohren, einen alten Mann, welcher ver-

sprochen hatte, ihm hier einen Lootsmann zu verschaffen, auf eine der Sta t gegen über liegende Sandbank aussezen, in der Erwartung, daß seine Landsleute ihn von da abholen würden. Dies geschahe. Der Alte ward vor den König der Stadt geführt, dem er anzeigte, daß der Admiral gekommen wäre, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schliessen. Dieser bezeigte darüber seine Zufriedenheit, und sandte dem Admiral ein Geschenk, welches aus drei Schafen, einigen Zuckerröhren und Früchten bestand; worüber ein Gegengeschenk von einem Hute, zweien Korallenästen, drei metallenen Becken, zweien Gürteln und verschiedenen Glöckchen erfolgte. Die portugiesischen Schiffe näherten sich hierauf der Stadt, und legten sich neben vier Fahrzeugen vor Anker, welche von indianischen Christen geführt wu den.

Diese sogenannten Christen waren Leute, welche aus Indien hiehergekommen waren, um Handlung zu treiben. Sie waren bräunlich von Farbe, übrigens aber wohlgestaltet; trugen lange Röcke von weissem baumwollenen Zeuge, große Bärte, und Turbane. Um sie auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich Christen wären, ließ man ein Gemählde herbeiholen, welches die Jungfrau Maria und die Apostel vorstellte; und als sie davor niederfielen, um diesen Bildern ihre Verehrung zu bezeigen; so waren sie in den Augen

gen der Portugiesen vollkommene Christen. Denn die Verehrung der Heiligen war damals der wesentlichste Theil der christlichen Religion, so wie er es bei vielen schlecht unterwiesenen Katholiken noch izt ist. Ob jemand eine gute Erkenntniß von Gott und seinen Pflichten habe, und ob er sich bestrebe, sein ganzes Leben nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, darnach wurde damals nicht gefragt, wenn man nur dem Marienbilde und andern Abbildungen so genannter Heiligen eine abgöttische Ehrfurcht bezeigte. Das war eine traurige Unwissenheit und ein beweinenswürdiger Aberglaube! Gott sei Dank, daß in unsern Tagen ein großer Theil der Christen vernünftigere Begriffe hat, von denen zu hoffen steht, daß sie sich immer mehr und mehr verbreiten werden.

Den Tag darauf stieß der König von Melinda in einem großen Boote vom Lande ab; und der Admiral, welcher benachrichtiget war, daß der Besuch ihn gelten sollte, fuhr ihm in einem mit Flaggen gezierten Boote entgegen. Jener trug ein Kleid von carmosinfarbenem Damaste mit grüner Seide gefuttert, und sein Kopf war mit einer reichen Binde umwunden. Er saß auf einem prächtigen Stuhle, mit seidenen Küssen belegt; und ihm zur Seite stand ein alter Mann, der ein kostbares Schwerdt mit silberner Seide trug. Neben ihm lag sein carmosinfarbener Hut

auf einem seidenen Küssen. Sein Gefolge bestand aus ohngefähr zwanzig reichgekleideten Mohren, welche Musik machten, und sich dazu unter andern einer langen Flöte aus Elfenbein bedienten, welche das Mundloch in der Mitte hatte.

Nach einigen gegenseitigen Komplimenten mußte der Admiral in des Königes Boot kommen, wo er wie ein Fürst geehrt wurde. Der König betrachtete ihn und seine Leute mit der grösten Aufmerksamkeit, und erkundigte sich nach dem Lande, woher er käme, nach dem Namen seines Königs und nach der Absicht seiner Reise. Als der Admiral ihm die Fragen durch Hülfe eines der arabischen Sprache kundigen Mannes beantwortet hatte: versprach ihm der König einen Lootsmann nach Calecut, und lud ihn ein ans Land zu kommen, um sich in seinem Pallaste bewirthen zu lassen. Das erste wurde mit Dank angenommen, das lezte aber verbeten; worauf diese Zusammenkunft sich damit endigte, daß de Gama dem Könige diejenigen Mohren schenkte, die er als Gefangene mitgebracht hatte; ein Geschenk, wovon dieser muhamedanische Fürst zur Ehre seines Herzens versicherte, daß es ihm mehr Vergnügen mache, als wenn der Admiral ihm eine Stadt, wie Melinda, geschenkt hätte.

Der König fuhr hierauf unter die Schiffe, die er mit Verwunderung betrachtete. Sein Vergnügen wurde noch grösser, da man ihm zu Gefallen die Kanonen lösete, und er versicherte, daß die Portugiesen ihm vor allen Leuten, die er je gesehn, ausnehmend wohl gefielen. Da er endlich ans Land zurückkehren wollte, mußte der Admiral ihm zwei von seinen Leuten mitgeben, wofür er ihm seinen eigenen Sohn und einen Kadi, d. i. eine Magistratsperson zum Unterpfande zurück ließ.

Den folgenden Tag begab der Admiral sich in einem bewaffneten Boote ans Gestade, um die Reuter des Königs zu sehn, welche kriegerische Uebungen anstellten; und nicht lange, so ließ auch der König sich auf einem Tragsessel herbei tragen, um sich abermals mit ihm zu unterhalten, und ihn noch einmal zu bitten, sich mit ihm nach seiner Wohnung zu verfügen, weil sein Vater, ein alter lahmer Mann, ein großes Verlangen trüge, ihn kennen zu lernen. Er erbot sich sogar, selbst zusamt seinen Kindern so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis der Admiral wieder zurückgekehrt sein würde. Allein dieser fand es der Klugheit gemäß, diese dringende Einladung abermals auszuschlagen, und zwar unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß dazu von seinem Könige hätte.

Es vergiengen hierauf zwei Tage: ohne daß der Könige wieder etwas von sich hören ließ; und de Gama fieng schon an zu besorgen, daß er ihn durch die abschlägige Antwort beleidiget haben mögte, als eine Person vom Ansehn erschien und ihm abermals Freundschaftsversicherungen von Seiten des Königs brachte. Diesem theilte der Admiral sein Besorgniß mit, welche sich besonders darauf gründete, daß ihm der versprochene Lootsmann noch nicht zugeschickt war. Der Hofbediente kehrte darauf ans Land zurück, und kurze Zeit darnach hatte man das Vergnügen den Lootsmann ankommen zu sehn. Das Betragen des Königs schien also in der That aufrichtig zu sein.

3.

Reise von Melinda nach Calecut in Indien. Erste Audienz bei dem Könige von Calecut.

Die Hoffnung, den großen Zweck dieser Reise zu erreichen, war jezund nicht mehr zweifelhaft. Den ansehnlichsten und mißlichsten Theil des Weges nach Indien hatte man nun schon glücklich zurückgelegt, und diejenige Strecke, welche jezt davon noch übrig war, lief durch Gewässer, welche von handelnden Mohren und In-

Indianern schon häufig waren durchkreuzt worden. Es war daher erlaubt zu hoffen, daß man auch diese lezte Fahrt glücklich endigen würde.

Den 22sten April verließ die Flotte ihren Ankerplaz vor Melinda, mit dem Vorsaze, die Küste von Afrika, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen, und unter der Leitung des mitgenommenen Lootsmanns quer durchs Meer zu stechen. Zum Ziel der Reise hatte man, wie uns bereits bekannt ist, den indianischen Handelsplaz Calecut bestimmt, welcher, wie meine jungen Leser wissen, oder auf der Charte mit leichter Mühe finden werden, auf der ersten ostindischen Halbinsel und zwar auf der westlichen Küste derselben liegt.

Den 28sten erblickten sie zum erstenmal wieder den Nordpol oder nördlichen Polarstern, welchen sie in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Sie merkten daraus, daß sie abermals den Aequator durchschnitten hatten, und sich nun wieder auf der nördlichen Halbkugel der Erde befanden.

Diese lezte Reise gieng ungemein glücklich von statten. Sie durchkreuzten den großen Meerbusen zwischen Afrika und der diesseitigen Halbinsel, dessen Durchschnitt auf siebenhundert Meilen

geschäzt wird, in drei und zwanzig Tagen, und zwar ohne Sturm und Ungewitter. Den 17ten Maii entdeckte man Land, welches eine hohe Küste hatte und ohngefähr acht Meilen entfernt war. Der Lootsmann steuerte hierauf südostwärts, und schloß aus der Beschaffenheit der Witterung, daß sie nahe an der indianischen Küste wären. Den 20sten entdeckte er die hohen Hügel, welche über Calecut sind, lief freudig zum Admiral und forderte eine Belohnung, weil er ihn jezt wirklich nach dem von ihm und seinen Leuten so sehr gewünschten Lande hingeführt hätte. De Gama gewährte ihm seine Bitte mit großem Vergnügen; er ließ zugleich ein festliches Mahl für die ganze Schiffsgesellschaft anrichten; und die Schiffe legten sich unter allgemeinem Freudengeschrei in einer Entfernung von zwei Meilen unter Calecut vor Anker.

So hatte man also nunmehr glücklich ausgeführt, was seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht, und von so vielen, als ein unvernünftiges Unternehmen, mit Bitterkeit war getadelt worden! Diese Begebenheit hatte die wichtigsten Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besizungen in Indien, und gewann daselbst das Uebergewicht über die Muhamedaner, welche damals besonders in diesem Welttheile zu einer für alle andere

Na-

Nationen sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus nach und nach ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet und ihre furchtbare Macht durch glückliche Kriege in Indien gebrochen hätten. —

Sobald man die Anker ausgeworfen hatte, fanden sich einige indianische Fischer bei den Schiffen ein. Sie waren braun von Farbe, und giengen nackt, nur daß sie um die Mitte des Leibes ein Stück Leinwand trugen. De Gama empfieng sie freundlich, und ließ ihnen ihre Fische abkaufen. Er befahl hierauf einem der Verbrecher, die er an Bord hatte, mit diesen Leuten ans Land zu gehn, um Nachrichten von dem Plaze einzuziehn und zu versuchen, was für eine Aufnahme man sich daselbst versprechen dürfte.

Dieser war kaum ans Land getreten, als eine große Menge Volks sich um ihn drengte, ihn begafte, und hundert Fragen that, die er nicht verstand und also auch nicht beantworten konnte. Man führte ihn hierauf in ein Haus, welches zweien Mohren gehörte, deren einer Bontanbo hieß, und spanisch reden konnte. Dieser, welcher ehemals zu Tunis gewesen und daselbst mit Europäern umgegangen war, erkannte ihn für einen Portugiesen, und redete ihn

mit folgenden feinen Worten an: „der Teufel hole euch, wie seid ihr hierher gekommen?„ Er war erstaunt zu hören, daß man die ganze Reise zur See gemacht habe; und verlangte hierauf zu wissen: warum man denn eigentlich hierher gekommen wäre? Der Portugiese antwortete: um Christen und Spezerein zu suchen. „Aber, fragte Bontaybo weiter, warum senden denn die Könige von Frankreich und Spanien und der Doge von Venedig nicht in gleicher Absicht Flotten aus?„ Weil, versezte der andere, der König von Portugal ihnen das nicht erlauben würd. „Da thut er recht daran!„ erwiederte der Mohr, und gieng mit dem Portugiesen, um den Admiral auf dem Schiffe zu besuchen.

Bei seiner Annäherung rief er demselben laut auf spanisch zu: „gut Glück! gut Glück! viel Rubinen! viel Smaragden! Du hast Ursache Gott zu danken, daß er dich hieher geführt hat, wo alle Arten von Spezereien und Edelgesteinen mit allen Reichthümern der Welt sind!„ Der Admiral und seine Leute waren so bestürzt, in einer so weiten Entfernung von Hause jemanden vorzufinden, der die Sprache redete, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Ersterer umarmte hierauf den Bontaybo, sezte sich mit ihme nieder, und erkundigte sich, ob er ein Christ wäre?

Meine jungen Leser werden sich vielleicht wundern, daß de Gama einem Manne, den er noch nie gesehen hatte, sogleich beim ersten Worte, welches er mit ihm wechselte, ein Glaubensbekenntniß abforderte; eine Zumuthung, welche heutiges Tages, besonders wenn sie in Europa geschähe, allerdings befremdend sein würde. Allein in einem wildfremden Lande, und unter Menschen, deren Gesinnung, Religion und Sitten man noch nicht kennt, muß es ja wohl erfreulich sein, einen Menschen anzutreffen, der in der milden Lehre Jesu unterwiesen ist, und von dem also zu erwarten steht, daß er, nach den Forderungen dieser Lehre, sanftmüthig, gerecht, mild und menschenfreundlich sein werde. Hierzu kam nun auch noch dieses, daß man damals durchgängig in der irrigen Meinung stand, daß der allgemeine Vater der Menschen nur diejenigen unter seinen Kindern, welche Christen wären, lieben könne, alle andere hingegen nothwendig hassen und zu endlosen Qualen verurtheilen müsse. Auch glaubte man damals eben so irriger Weise steif und fest, daß es unmöglich wäre, ein recht guter Mensch zu sein, wenn man nicht ein Christ wäre; so wie man auch von einem solchen Menschen weder Liebe und Gerechtigkeit erwartete, noch ihm von seiner Seite Liebe und Gerechtigkeit schuldig zu sein wähnte. Deswegen war es damals für jedermann so sehr wichtig, zu wissen, ob derjenige, von dem er

Ge-

Gefälligkeiten und Dienstleistungen hofte, ein Christ wäre oder nicht; und deswegen ließ also auch de Gama dies seine erste Frage an den Bontaybo sein.

Bontaybo gestand freimüthig, daß er ein Muhamedaner wäre. Er erzählete, daß er sich ehemals zu Tunis, nachher zu Cairo in Aegypten aufgehalten habe, und von da endlich über das rothe Meer nach Indien gekommen wäre. Er schlos mit der Versicherung, daß er immer ein großer Feind der Christen gewesen wäre, und sich als einen solchen auch gegen die Portugiesen beweisen würde.

De Gama dankte ihm, mit der Versicherung, daß er ihn für seine guten Dienste reichlich belohnen würde. Er erfuhr hierauf, daß der Beherrscher von Calecut, den man Samorin nannte, sich jezt zu Panane, einem fünf Meilen von Calecut entfernten Orte, aufhalte; und Bontaybo rieth ihm, dahin zu schicken, und seine Ankunft melden zu lassen. Der Admiral folgte diesem Rathe; und sobald der Samorin erfahren hatte, daß ein Abgesandter von einem entfernten Könige angekommen wäre, ließ er ihn bewillkommen, und sandte ihm einen Piloten, der die Schiffe nach dem Hafen Padarane führen sollte, weil man bei Calecut selbst keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede hat.

hat. Er ließ dabei sagen, daß er selbst nach Calecut kommen wollte, um den Admiral daselbst zu empfangen.

Einige von der Schiffsgesellschaft, und unter diesen besonders des Admirals Bruder, waren der Meinung, daß er nicht selbst dahin gehen, sondern einen andern an seiner Statt schicken müsse, weil man noch nicht wissen könne, was der Samorin vielleicht im Schilde führe, und weil von dem Leben des Admirals das Leben aller und zugleich der fernere glückliche Fortgang ihrer Reise abhienge. Allein de Gama erklärte: es mögte ihm bevorstehen, was da wollte, so müßte er doch selbst hingehn, weil er lieber sterben, als zurückkehren wollte, ohne zu Calecut gewesen zu sein. Er verordnete indeß auf allen Fall, daß, wofern ihm ein Unglück zustossen sollte, die Schiffe alsobald zurück segeln und die Nachricht von der glücklichen Entdeckung Indiens nach Hause bringen sollten.

Er gieng hierauf wirklich ans Land, und zwar in einem mit Kanonen bepflanzten Boote, mit fliegenden Flaggen und unter Trompetenschalle. Am Ufer harrete seiner der Kutwal d. i. der Minister des Samorin mit 200 Nayren oder Edlen des Landes, nebst einer großen Menge Volkes. Ersterer empfieng ihn beim Anlanden mit vieler Höflichkeit, und nöthigte ihn, sich auf

einen

einen für ihn dastehenden Tragsessel zu sezen. Er selbst ließ sich auf einen andern nieder; worauf sie von Menschen aufgehoben und sehr geschwind davon getragen wurden. Die übrigen folgten zu Fuße.

Man kam zu einer Pagode, das heißt, zu einem indianischen Tempel, der einen großen Umfang hatte. Er war von gehauenen Steinen aufgebaut und mit Ziegeln gedeckt. Ueber dem Eingange hiengen sieben Glocken; und vor demselben stand eine Seule von Metall von der Höhe eines Mastbaums. Beim Eintritt wurden sie von Männern empfangen, welche vom Gürtel aufwärts nackt giengen, und unterwärts bis an die Knie mit baumwollenem Zeuge bedeckt waren. Unter den Achseln trugen sie etwas von eben demselben Zeuge, welches durch einen Faden befestiget war, der ihnen über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hinlief. Dies waren die Priester des Tempels. Sie standen beim Eingange, und besprengten die Ankommenden mit einem in Wasser getauchten Schwamm, und gaben hierauf jedem etwas pulverisiertes Holz, um es auf den Kopf und die Arme zu streuen.

Der Admiral und seine Begleiter wurden hierdurch zu glauben verleitet, daß dieses Gebäude eine christliche Kirche wäre, weil das Besprengen mit sogenanntem Weihwasser d. i. geheiligtem

Wasser,

Wasser, und das Bestreuen mit Asche zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche gehört. Man trat nunmehr hinein, und erblickte an den Wänden des Tempels verschiedene gemahlte Bilder von scheußlichem Ansehen, welche vermuthlich indianische Gözen vorstellten. Einige hatten lange Zähne, die ihnen, wie die Hauer eines Ebers, aus dem Munde hervorragten; andere waren mit vier Armen, alle aber mit furchtbaren Angesichtern vorgestellt. Bei Erblickung dieser widrigen Figuren fiengen die Portugiesen an zu zweifeln, daß sie in einer christlichen Kirche wären: allein da man ihnen hierauf ein anderes, oben in der Mauer des Tempels an einem dunklen Orte befindliches Bild zeigte, und dabei das Wort Mari aussprach: so vielen sie davor auf die Knie, weil sie es für eine Abbildung der Jungfrau Maria hielten, die, wie meine jungen Leser wissen werden, in der römisch-katholischen Kirche, als eine Mutter Gottes geehrt, und von schlecht unterrichteten Katholiken oft mehr und brünstiger, als das unendliche Wesen selbst, angebetet wird. Ein einziger unter ihnen hatte noch einigen Zweifel dabei, und sagte, indem er niederkniete: wenn das der Teufel ist, so bete ich Gott an; welches den Admiral zum Lächeln bewegte. Die Indianer fielen vor diesem Bilde dreimal mit ausgestreckten Armen der Länge nach zu Boden, und verrichteten ihr Gebet stehend.

Man näherte sich der Stadt. Die Menge des begleitenden Volks nahm erstaunlich zu, und das Gedränge wurde so stark, daß der Kutwal mit den Fremden in ein Haus tretten mußte. Hier versammelten sich verschiedene Nayren oder Vornehme, die der König abgeschickt hatte, den Admiral zu empfangen, und ihn an den Hof zu führen. Der Zug dahin nahm jezt seinen Anfang. Auf ein von des Kutwals Bruder gegebenes Zeichen wich die unzählbare Menge der Zuschauer ehrerbietig zurück, und 3000 Bewaffnete begleiteten die Procession. De Gama war über diese prächtige Aufnahme ausserordentlich vergnügt, und sagte scherzend zu seinen Begleitern: in Portugal läßt man sich wol nicht träumen, was für Ehre wir hier geniessen!

Endlich kam man bei des Königs Pallaste an, der zwar gröstentheils nur von Lehm gebaut; aber sehr weitläuftig und von gutem Ansehn ware. Angenehme Gärten, mit Springbrunnen geziert, umgaben ihn; und man mußte, bevor man zu der Wohnung selbst kam, durch fünf große Höfe mit Thoren gehn, wobei zehn Thorhüter genug zu thun hatten, das Volk mit Stöcken zurückzutreiben, um für den feierlichen Einzug der Portugiesen Plaz zu machen.

An der Thür des Pallastes wurde de Gama von den Vornehmsten unter den Priestern des Lan.

Landes, die man Braminen nennt, mit einer Umarmung empfangen und hineingeführt. Das Volk, welches bei dieser Gelegenheit seinen König, der nur selten sichtbar wird, zu Gesicht zu bekommen hofte, drengte sich hier mit solchem Ungestüm, daß verschiedene erdrückt wurden. Einigen Portugiesen würde es nicht besser gegangen sein, wenn nicht die Thürhüter unbarmherzig zugeschlagen hätten, um ihnen Plaz zu verschaffen. In dem Innern des Pallastes erblickte man, wie in einem Schauspielhause, rings umher Size, welche sich stufenweise erhoben; der Fußboden war mit grünem Sammet belegt, und die Wände mit seidenen Zeugen von allerlei Farben bekleidet. Der König, ein schon ziemlich bejahrter und etwas starker Mann, war, wie die übrigen Indianer braun von Farbe, aber majestätisch von Ansehn, und lag, rückwärts gelehnt, auf Polstern von weisser mit Gold durchwirkter Seide. Ueber ihm war ein kostbarer Himmel, und seine Kleidung bestand aus einem kurzen seidenen Kamisole, mit Zweigen und Rosen von geschlagenem Golde besezt. Die Knöpfe waren große Perlen, und die Knopflöcher von Golddrath. Um die Mitte des Leibes trug er ein weisses seidenes Zeug, welches bis an die Knie reichte; auf dem Kopfe eine mit Perlen und Diamanten besezte Müze, und in den Ohren so wol, als auch um die Finger und Zehen eine Menge Juwelenringe. Seine

Arme und Füße waren bloß und mit goldenen Bändern geziert.

Neben dem Samorin sahe man auf einem hohen goldenen Gestelle ein goldenes Becken, woraus ihm einer der Bedienten von Zeit zu Zeit Betel und Areca reichte, woran Se. Majestät nach indianischem Gabrauche zu kauen geruhte. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Betel und Areca sei; ich muß also wol eine Beschreibung davon geben. Betel ist eine indianische Pflanze, die besonders wegen ihrer Blätter geschäzt wird, welche einen rothen Saft von bitterem Geschmacke enthalten. Der Gebrauch dieser Blätter ist durch ganz Indien eben so gemein oder vielmehr noch allgemeiner, als bei uns der Gebrauch des Tabacks. Man nimmt dieselben entweder allein oder in einer Vermischung mit Arecanuß, einem andern indianischen Gewächse von der Größe einer Haselnuß, auch wol mit Kalke oder gebrannten Austerschalen und allerlei Gewürz, in den Mund, um unaufhörlich daran zu kauen. Der Speichel davon wird ganz roth gefärbt, und der Athem wohlriechend gemacht: allein die Zähne leiden dabei so sehr, daß sie zulezt kohlschwarz und mürbe werden, als wenn sie zu Kohlen gebrannt wären. Jedermann führt hier eine Schachtel mit Betel bei sich, grade so, wie man bei uns den Schnupftaback in Dosen bei sich trägt; und es ist eine eingeführte Höflich-

keit

keit unter Personen beiderlei Geschlechts, sich bei Zusammenkünften dergleichen anzubieten, so wie man es für eine Beschimpfung hält, wenn man entweder nicht damit beehrt wird, oder wenn man sich weigert, davon anzunehmen. Anfangs soll man eine Art von Betäubung oder Trunkenheit darnach empfinden, endlich aber sich eben so daran gewöhnen, wie man bei uns sich an die betäubenden Wirkungen des Tabacks gewöhnt, so daß man nichts mehr davon verspürt. — Ein zweites goldenes Gefäß stand neben dem Könige, um die Ueberbleibsel des ausgekauten Beteis aufzunehmen, und ein drittes mit Wasser, um sich jedesmal den Mund auszuspülen.

An allen Anwesenden bemerkte man, daß sie die linke Hand vor den Mund hielten, und dies geschahe in der Absicht, zu verhüten, daß nicht etwa mit dem Athem des Königes der ihrige sich vermischen mögte. Ich kann mich hierbei nicht enthalten zu wünschen, daß die feinen Europäer in der Sorge, niemanden durch einen übelriechenden Mund beschwerlich zu fallen, den Indianern nachahmen mögten. Was kann peinlicher sein, als eine Unterredung mit Leuten, welche einen stinkenden Athem haben, und was ist gleichwol in unsern gesitteten Gesellschaften gewöhnlicher als dieses? Ich kannte Männer, die ich ihrer Verdienste und ihres Charakters wegen ungemein hochschätzte und liebte, von denen ich mich aber

bei jeder Zusammenkunft, so geschwind als möglich, losmachen mußte, weil ich von der übeln Beschaffenheit ihres Athems bis zum Ohnmächtigwerden angegriffen wurde. Hütet euch, ihr jungen Freunde, vor diesem, durch öftere Reinigung des Mundes und durch Gewöhnung an einfache ungekünstelte Nahrungsmittel leicht zu vermeidenden Fehler — und laßt mich wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

De Gama beugte sich, indem er vor den Samorin trat, dreimal mit in die Höhe gehobenen Händen, weil man ihm gesagt hatte, daß der Landesgebrauch es so erfordere. Se. indianische Majestät warf hierbei einen gnädigen Blick auf ihn, erwiederte aber seine Verbeugungen so wenig, daß die Bewegung des Hauptes kaum zu merken war. Der Admiral mußte sich hierauf neben ihm niedersezen.

Unterdeß waren auch die übrigen hinein getretten und bezeigten auf die eben erwähnte Weise ihre Ehrerbietung; und nachdem auch diese dem Samorin gegen über sich hatten sezen müssen, so ward Wasser gebracht, um der Landesgewohnheit gemäß, die Hände darin abzukühlen. Nachher warden Feigen und andere Früchte herumgereicht, und der Samorin vergnügte sich sehr, die Fremden speisen zu sehn. Als sie sich Was-

ser

ser dazu ausbaten, ward ihnen ein goldenes Trinkgefäß mit einer Schnauze gereicht; und weil man ihnen gesagt hatte, daß die Indianer es für unanständig hielten, das Gefäß beim Trinken mit den Lippen zu berühren: so wollten sie sich nach dieser Gewohnheit richten, hielten es in einiger Entfernung vom Munde, und liessen das Wasser in denselben hinein laufen. Allein, weil sie diese Art zu trinken nicht gewohnt waren, so begossen sie sich entweder, oder es kam ihnen Wasser in die Luftröhre und machte sie weidlich husten, welches für die hohe Versammlung ein herrliches Schauspiel abgab.

De Gama bat sich hierauf eine geheime Audienz aus; und der Samorin begab sich mit ihm und einem Dollmetscher in ein anderes Zimmer. Hier wurde ihm die Frage vorgelegt: aus was für einem Lande es käme? und was die Absicht dieser Reise wäre? Die Antwort war: der König von Portugall, der mächtigste und reichste Monarch des Abendlandes, habe ihn in der Absicht hergesandt, um mit dem Könige von Calecut, dem Haupte der indischen Fürsten, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß zu schliessen. Er fügte hinzu: daß er Briefe von seinem Monarchen bei sich habe, die er den folgenden Tag übergeben wollte, und daß er hoffe, der Samorin werde an den König von Portugall, seinen Freund und Bruder, gleichfalls einen Ge-

 sandten

sandten schicken, um das Band einer gegenseitigen Freundschaft fest zu knüpfen.

Der Samorin erwiederte hierauf: er sei ihm willkommen; und weil der König von Portugall ein Verlangen bezeigte, sein Freund und Bruder zu sein: so wolle er es gleichfalls sein, und einen Abgesandten nach Portugall schicken.

Der Admiral ward hierauf von dem Kutwal und einem Factor oder Geschäftsmann des Samorin nach der für ihn bestimmten Wohnung geführt.

4.

Unangenehme Vorfälle zu Calecut. Rückreise nach Portugall.

Am folgenden Morgen ließ de Gama den Kutwal und den Factor zu sich bitten, um sie die Geschenke in Augenschein nehmen zu lassen, die er für den Samorin bestimmt hatte. Diese bestanden in vier Stücken Scharlach, sechs Hüten, vier Korallenzinken, einem Stück Kupfer, einer Küste Zucker, zwei Faß Oel, zwei Faß Honig und einigen andern Sachen von eben so geringem Werthe. Der Kutwal und der Factor

brachen

brachen bei Erblickung dieser Dinge in ein höni- sches Lachen aus, und sagten dem Admiral rund heraus, daß das kein Geschenk wäre, welches sich für einen König schicke. Der ärmste Kaufmann, der in den Hafen dieses Landes einliefe, pflege etwas besseres zu geben. Wenn er dem Samorin ein Geschenk anbieten wollte, so müsse es in Gold bestehn; ein anderes würde nicht angenommen werden.

De Gama war betroffen, und sagte etwas aufgebracht: er sei kein Kaufmann, sondern ein Abgesandter, und das Geschenk komme von ihm, nicht von seinem Könige. Dieser wüste nicht einmal, daß ein Fürst, wie der Samorin, in der Welt wäre, sonst würde er, wenn er ein Geschenk hätte machen wollen, ohnstreitig Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geschickt haben. De Gama vergaß, indem er dieses sagte, seine gestrige Versicherung, daß sein Herr ihn ausdrücklich hergesandt habe, um mit dem Samorin ein Freundschaftsbündniß zu schließen: eine gewöhnliche Wirkung des Affects, welcher gemeiniglich macht, daß man ohne Ueberlegung redet.

Man antwortete ihm: das könne wol sein; aber der Landesgebrauch bringe es nun einmal so mit sich, daß jeder Fremde, der den König zu sprechen verlange, ihm ein seinem Range gemäßes Geschenk machen müsse; und da der Admiral

miral hierauf erwiederte, daß er sein Geschenk, wenn man fortführe es zu verschmähn, wieder an Bord schaffen wollte: so versicherte man ihn, daß er wohl daran thun würde. Er erklärte hierauf noch aufgebrachter als zuvor: daß er selbst zum Samorin gehn, und den ganzen Vorgang anzeigen wollte. Der Kutwal und der Factor waren hiermit zufrieden; doch baten sie ihn, so lange zu verziehn, bis sie zurückkommen würden, weil sie vorher ein gewisses Geschäft abzuthun hätten.

Und dieses Geschäft war denn wol kein anderes, als dieses, den Admiral beim Samorin in übeln Credit zu bringen, wozu sie, wie de Gama nachher erfuhr, von den sogenannten Mohren waren bestochen worden. Diese hatten nemlich in Erwägung gezogen, daß die Ankunft der Portugiesen auf dieser Küste für ihren eigenen Handel mit der Zeit sehr nachtheilige Folgen haben könnte, und sie hatten daher den Anschlag gefaßt, es theils durch Bestechungen, theils durch erweckten Verdacht, dahin zu bringen, daß man den Admiral mit allen seinen Leuten aus dem Wege räumte, um zu verhüten, daß keiner von ihnen nach Portugal zurückkäme, und von der gemachten Entdeckung Nachricht brächte.

In dieser Absicht wurde dem Samorin vorgestellt, daß de Gama kein Abgesandter, sondern

dern ein Seeräuber wäre, vor dem man auf seiner Hut sein müsse; und um diese Nachricht wahrscheinlich zu machen, erzählten sie ihm die Gewaltthätigkeiten, die er auf der afrikanischen Küste verübt hatte, wovon ihnen durch ihre Handlungsgenossen Nachricht zugekommen war. Als einen zweiten Beweis der Wahrheit dieser Verläumdung, führten sie das elende Geschenk an, welches er ihm habe machen wollen, und fragten: ob es wahrscheinlich wäre, daß ein König dem andern solche Armseligkeiten verehren wollte?

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen erreichten sie ihren Zweck. Der Samorin wurde aufgebracht; und der Kutwal ließ den Admiral bis zum folgenden Mittag warten, bevor er wieder zu ihm gieng. Dieser wollte seinen Unwillen darüber äussern; allein man achtete nicht darauf. Der Wunsch, zum Samorin geführt zu werden, wurde ihm indeß gewährt.

Allein der Samorin ließ ihn, nachdem er gemeldet worden war, drei volle Stunden warten; und fragte ihn, da er endlich vorgelassen wurde, mit ziemlich unfreundlicher Miene: warum er gestern nicht gekommen wäre? Der Admiral wollte sich entschuldigen; allein der König fiel ihm ins Wort, und verlangte zu wissen: warum er, wenn er von einem so großen und mächtigen Monarchen als ein Gesandter geschickt

worden wäre, kein Geschenk mitgebracht hätte? Auf die Antwort, daß dergleichen künftig mitgebracht werden sollte, erwiederte der Samorin: daß er denn vor jezt das Marienbild von Gold haben wollte, wovon man ihm gesagt habe, daß der Admiral es mit sich führe. Der Admiral, dem der Aberglaube seiner Zeit nicht gestattete, sich von diesem eingebildeten Heiligthum zu trennen, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Bild, dessen er erwähnte, wäre nicht von Golde, sondern nur von Holz und übergoldet, er aber habe ihm seine Erhaltung auf der See zu danken, und deswegen könne er es nicht weggeben. Er zog hierauf seine Beglaubigungsbriefe hervor, deren einer in portugiesischer, der andere in arabischer Sprache geschrieben war, und verlangte, weil er den übrigen Mohren nicht traute, daß sein Freund Bontaybo sie verdollmetschen sollte. Es wurde darauf dem Samorin folgendes vorgelesen: der König von Portugall habe erfahren, daß der König von Calecut, der mächtigste unter den indianischen Fürsten, ein Christ wäre; er wünsche deswegen, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß mit ihm zu schließen, um portugiesische Waaren oder auch Gold und Silber gegen indianische Spezereien umzutauschen. Der Admiral, sein Abgesandter, würde weitläuftigere Nachricht ertheilen.

Der Inhalt dieses Briefes machte Sr. indianischen Majestät Vergnügen, weil der mit den Portugiesen zu errichtende Handel ihm Vortheil versprach. Sein Gesicht klärte sich daher zusehends auf; er erkundigte sich, was das für Waaren wären, die man herzuführen dächte; und da de Gama zu erkennen gab, daß er von allen einige Proben mitgebracht hätte, so ermunterte er ihn, sie ans Land zu bringen, um sie, so vortheilhaft, als er könnte, zu verkaufen.

Den Mohren war dieses ein unerwarteter Strich durch ihre Rechnung. Sie sezten daher dem Kutwal durch Vorstellungen und Bestechungen zu, daß er den Admiral unter irgend einem Vorwande in Verhaft nehmen mögte. Der Kutwal willigte ihn ihr Verlangeu, und folgte dem Admirale, welcher schon auf dem Wege nach dem Hafen Padarane war, eiligst nach. Als er ihn erreicht hatte, machte er ihm Vorwürfe über die große Eilfertigkeit seiner Reise, welches das Ansehn einer Flucht hätte; und da der Admiral bei seiner Ankunft zu Padarane alsobald ein Boot verlangte, um noch denselben Abend an Bord zu gehn; so widerrieth er ihm dieses, unter dem Vorwande, daß die Schiffe weit vom Lande lägen, und im Finstern leicht verfehlt werden könnten.

De Gama, welcher jezt wohl merkte, was man mit ihm vorhabe, bestand um so viel mehr darauf,

darauf, daß man ihm ein Boot schaffen sollte, und drohete, daß er sich gegen den Samorin beklagen würde, wofern man ihm die geringste Hinderniß in den Weg legte. Man that hierauf, als ob man ihm willfahren wollte, und schickte Leute nach einem Boote aus: allein vergebens! Der Kutwal hatte schon vorher allen Schiffern andeuten lassen, daß sie mit ihren Booten oder Kähnen sich entfernen sollten. Die Ausgesandten kehrten also unverrichteter Sache zurück, und de Gama mußte sich entschließen, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Morgen nahm der Kutwal die Larve vollends ab, und deutete dem Admiral mit gebietrischer Stimme an: daß er seine Schiffe näher ans Land kommen lassen sollte, weil man ihm sonst nicht erlauben würde, an Bord zu gehn. Die Absicht dieser Forderung gieng dahin, sich der übrigen Portugiesen und der Schiffe eben so, wie der Person des Admirals, zu bemächtigen.

De Gama, dem diese Absicht nicht verborgen bleiben konnte, äusserte über die Art, wie man ihn hier behandelte, seinen tiefen Unwillen, und wiederholte die Drohung, daß er zum Samorin gehn und sich beschweren würde. Man stellte dies, dem Scheine nach, in sein Belieben; allein da er sich aufmachen wollte, fand er die Thür seines Zimmers verschlossen. Vor dieselbe

hatte

hatte man eine Wache mit bloßen Schwerdtern gestellt.

De Gama's und seiner Gefährten Lage war nunmehro in der That nicht sehr gemächlich: allein er war fest entschlossen, lieber alles, sogar sei Leben aufs Spiel zu sezen, als dem Verlangen des Kutwals zu willfahren, weil seine eigene Erhaltung ihm nicht so wichtig, als die Erhaltung der Schiffe war. Er blieb also unbeweglich, und stellte den Drohungen des Kutwals eine unerschrokene Standhaftigkeit entgegen. Dieser ließ daher von seiner Forderung etwas nach, und verlangte nur, daß die Schiffsgeräthschaft — Segel, Tauwerk, Ruder u. s. w. — ans Land gebracht werden sollte. Allein, auch dieses wurde ihm standhaft abgeschlagen, weil es leicht zu begreifen war, daß die Schiffe selbst in seiner Gewalt sein würden, sobald man ihnen die zur Schiffahrt erforderliche Geräthschaft übergeben hätte.

Auf so viel Entschlossenheit hatte der Kutwal dann wol nicht gerechnet. Er stimmte daher seine Forderung abermals herab, und verlangte nunmehr blos, daß der Admiral die Waaren, die er mit sich führte, ans Land schaffen sollte, um Handel damit zu treiben. Er fügte hinzu, daß man ihn, sobald dieses geschehen sein würde, weiter nicht abhalten wollte, zu seinen Schiffen zurückzukehren. De Gama willigte in

dieses

dieses Begehren, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Bruder von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihm seinen Willen kund zu thun. Dieser bestand darin: er sollte einen Theil der Ladung ans Land schicken; führe hierauf der Kutwal dennoch fort, ihn gefangen zu halten: so wäre sein ernstlicher Wille, daß die Schiffe ohne ihn nach Portugal zurückkehren sollten, um die Nachricht von der glücklich bewerkstelligten Entdeckung zu überbringen und den König zu bewegen, eine stärkere Flotte herzusenden, um diese wichtige Entdeckung nicht unbenuzt zu lassen. Man sieht, daß der Mann sich selbst hierbei aus dem Auge verlor, weil die Ehre, welche ihn, und der Nuzen, welcher seinem Vaterlande aus der von ihm vollendeten Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien erwachsen könnte, ihm mehr, als seine eigene Freiheit, und sogar mehr, als sein Leben, galten. Seht da, ihr jungen Leser, einen Zug, woran man einen wirklich großen Mann erkennen kann!

Paul de Gama, des Admirals Bruder, that vorzüglich, wie ihm befohlen war, und schickte einige Güter ans Land; schrieb aber auch zugleich seinem Bruder, daß er ohne ihn nicht zurückkehren, sondern vielmehr mit bewafneter Hand erscheinen würde, um ihn frei zu machen. Allein es bedurfte einer solchen gewaltthätigen

Be-

Befreiung nicht; denn sobald die Güter am Lande waren, erfüllte der Kutwal sein Versprechen, und de Gama gieng an Bord. Die Mohren hatten nemlich ihren Plan geändert. Da es ihnen nicht sowol um die Person des Admirals, als vielmehr um die Aufhebung seiner Schiffe zu thun war, und da sie nunmehr wol sahen, daß sie durch List diesen Zweck nicht erreichen würden: so hatten sie beschlossen, die Portugiesen sicher zu machen, und sie, wo möglich, so lange aufzuhalten, bis eine von Mecca erwartete Flotte zurückkäme, die alsdann mit einigen andern Fahrzeugen, die der Samorin heimlich ausrüsten ließ, sich vereinigen und der portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollte.

In dieser Absicht suchten sie den Verkauf der ans Land gebrachten Waaren, so viel möglich, aufzuhalten. De Gama ließ sie deswegen nach Calecut schaffen, weil er glaubte, daß es zu Padarane an Kaufleuten fehlte: allein auch hier gieng der Verkauf derselben schlecht von statten. Indeß rückte die zur Abfahrt bestimmte Zeit heran. Er schickte deswegen zwei seiner Gefährten, den Diaz und Braga, zum Samorin, die ihm, mit der Nachricht von der bevorstehenden Abreise, ein Geschenk überbringen und ihn zugleich ersuchen mußten, einen Abgesandten an den König von Portugall mitzusenden. Allein diese Abgeordneten fanden eine schlechte Aufnahme. Der

Sa-

Samorin, den man unterdeß noch mehr überredet hatte, daß die Portugiesen Seeräuber wären, fragte sie mit finsterem Gesicht: was sie wollten, und da sie ihm hierauf das Geschenk, welches in Leibbinden, seidenen Zeugen und andern Sachen bestand, überreichen wollte, wandte er das Gesicht davon ab, und befahl, es einem seiner Leute zu übergeben. Er fügte eben so ungnädig hinzu: der Admiral könnte reisen, sobald er wollte, nur müßte er vorher, dem Landesgesetze gemäß, eine gewisse Summe für den Gebrauch des Hafens entrichten. Hiermit wurden die Abgeordneten entlassen.

Sie kehrten hierauf nach den Schiffen zurück. Allein ehe sie das Gestade erreichen konnten, bemächtigte man sich unvermuthet ihrer Personen, und brachte sie in sichere Verwahrung.

Der Admiral, welcher durch seinen Freund Bontaybo von diesem Vorgange benachrichtiget ward, hielt seinen Unwillen zurück, in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen würde, einige vornehme Indianer in seine Gewalt zu bekommen, für deren Freigebung er seine eigenen Leute aus ihrer Gefangenschaft wieder loskaufen könnte. Das Glück begünstigte diesen Plan. Sechs vornehme Hofbediente, die aus der freundlichen Aufnahme, welche einige geringere Indianer auf den Schiffen gefunden hatten, den Schluß machten, daß dem Admiral die Gefangennehmung seiner Abgeord-

geordneten noch nicht kund geworden sein müsse, wagten es, in Begleitung von fünfzehn gemeinen Indianern, einen Besuch bei ihm abzulegen, und man empfieng sie, als Gäste, welche über die Maßen willkommen waren. Allein kaum waren sie an Bord, so nahm man sie in Verhaft; und der Admiral schrieb dem Samorin: daß er diese Indianer nicht eher wieder auf freien Fuß sezen würde, bis man seine eigene Leute ihm würde zurückgeschickt haben.

Drei Tage waren schon verflossen, ohne daß er eine Antwort erhalten hatte. Endlich erschien ein Boot mit der Nachricht, daß seine Leute in des Königs Pallaste wären und den folgenden Tag wieder zu ihm zurückkehren würden. Allein de Gama erwiederte mit zornigem Gesichte: er verlange seine Abgeordneten alsobald zurück; widrigenfalls er denjenigen Indianern, die er in seiner Gewalt hätte, die Köpfe würde abschlagen lassen.

Den Tag darauf erschienen sieben kleine Fahrzeuge, in deren einem man mit vielem Vergnügen den Diaz und Braga erblickte. Allein die Indianer, welche sie führten, getrauten sich nicht, bis an die Schiffe zu kommen. Es mußte ihnen ein Schiffsboot entgegengeschickt werden; diesem überlieferten sie die beiden Abgeordneten und ruderten hierauf furchtsam zurück.

Diaz brachte ein im Namen des Samorins für den König von Portugall beschriebenes Palmblatt folgenden Inhalts mit: Vasco de Gama, ein Edelmann von deinem Hause, kam in mein Land, dessen Ankunft mich erfreute. In meinem Lande ist Ueberfluß von Zimmt, Nelken, Pfeffer und Edelgesteinen. Die Dinge, die ich aus deinem Lande verlange, sind Silber, Gold, Korallen und Scharlach.

Der Admiral gab hierauf die sechs Nayren, oder vornehmen Indianer, frei; die übrigen Gefangenen behielt er zum Unterpfand für die noch am Lande befindliche Waaren zurück. Mitlerweile kam auch Freund Bontaybo an Bord und bat, daß man ihn mit nach Portugal nehmen mögte, weil er seinen Landsleuten, den Mohren, wegen der den Portugiesen bewiesenen Freundschaft so verhaßt geworden wäre, daß sie ihm, wenn er da bliebe, vermuthlich das Leben nehmen würden, so wie sie schon jezt ihn aller seiner Güter beraubt hätten. De Gama nahm ihn mit Freuden auf, und gab ihm die Versicherung, daß man ihm in Portugall den Verlust seiner Güter reichlich ersezen und ihn für die den Portugiesen erwiesene Ergebenheit anständig belohnen würde.

Nachdem man hierauf einige Tage vergebens erwartet habe, daß die am Lande gelassene Waaren würden zurückgebracht werden: so gab

der

der Admiral das Signal zur Abreise und man lichtete die Anker.

Ihre Rückreise gieng zwar langsam, aber doch ziemlich glücklich von statten, und es ereigneten sich auf derselben eben keine Vorfälle und Begebenheiten, welche hier erzählt zu werden verdienten. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen: daß Vasco de Gama im Herbstmonate des 1499 Jahrs, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten, wieder bei eben dem Orte vor Anker gieng, von wannen er abgefahren war, und daß er von 160 Leuten, die er mitgenommen hatte, nur einige fünfzig zurückbrachte. Die übrigen waren durch Krankheiten aufgerieben worden. Unter diesen befand sich auch sein eigener Bruder, Paul de Gama, der kurz vor dem Ende der Reise auf Tercera, einer der azorischen Inseln, an der Auszehrung starb.

Die glückliche Zurückkunft des Admirals und die Nachricht von der durch ihn vollendeten grossen Entdeckung, verursachte bei Hofe und durchs ganze Land eine ausnehmende Freude. Der König schickte ihm verschiedene Leute von Stande entgegen, die ihn mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen empfangen und ihn unter einem unbeschreiblichen Gedränge der Zuschauer, nach Hofe führen mußten. Hier wurde ihm für die dem Königreiche geleistete Dienste auf die ehrenvollste

Weise gedankt, und man verwilligte ihm, ausser dem Ehrentitel Don, eine jährliche Pension von 3000 Dukaten, welches damals eine beträchtliche Summe war. Jeder seiner übrig gebliebenen Gefährten wurden verhältnißmäßig belohnt. Der König selbst vermehrte wegen dieser wichtigen Entdeckung seine Titel, und nannte sich einen Herrn der Eroberung und Schiffahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien.

Durch das ganze Königreich wurden öffentliche Dank- und Freudenfeste angeordnet; und die Geschichte schrieb den Namen Vasco de Gama neben dem von Columbus in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer dieses Seculums.

IV.

Des Herausgebers kleine Reise von Trittow nach Wismar und von da nach Schwerin, in Briefen an seine Kinder.

Erster Brief.

Mölln den 20sten Jun. 1785.

Mein lieber Ferdinand,

Es sind nur erst fünf Stunden verflossen, seitdem ich dich verließ; und kaum habe ich mich hier ein wenig umgesehn: so seze ich mich schon hin, um dir zu schreiben. Nicht wahr, das beweist doch wol, daß ich auch abwesend viel an dich denken und mich gern mit dir unterhalten müsse?

Doch daran hast du ja wol nie gezweifelt. Ich schreibe dir also auch nicht deswegen, um dir dieses erst zu beweisen; sondern ich schreibe, weil ich — ein Bedürfniß dir zu schreiben fühle. Es ist mir, wie du weißt, zur andern Natur geworden, meinen lieben Kindern jede meiner Ideen oder Bemerkungen mitzutheilen, von der es mir wahrscheinlich ist, daß sie euch Nuzen oder Vergnügen gewähren könne. Diesen Drang zur Mittheilung fühle ich jezt, da ich abwesend von euch bin, um so viel stärker, weil ich ihn durch mündliche Unterhaltung nicht befriedigen kann. Ich habe mir daher vorgenommen, schrift-

lich mit euch zu reden, so oft Zeit und Umstände es erlauben wollen. Ob ihr aber meine Briefe eher empfangen werdet, als ihr, will's Gott! mich selber wieder haben sollt; daran zweifle ich. Ich glaube nemlich nicht, daß ich jedesmal Zeit genug finden werde, einem jeden von euch insbesondere zu schreiben. Nun würde ich aber, wenn die Briefe einzeln fortgeschickt werden sollten, verlegen sein und nicht wissen, wem ich zuerst und wem ich zulezt schreiben sollte. Ich vermuthe daher, daß keiner von euch eher einen Brief von mir zu Gesicht bekommen wird, bis die andern gleichfalls einen erhalten werden.

Und womit werde ich euch denn nun in diesen meinen Briefen zu unterhalten suchen? Mit dem, was ich an jedem Orte sehen, hören, und bemerken werde, insofern es mir scheinen wird, daß eine Beschreibung davon euch Vergnügen oder Nuzen gewähren könne. Ich muß dir aber wol erst sagen, auf was für Dinge ich, wenn ich reise, meine Aufmerksamkeit vornemlich zu richten pflege.

Es war eine Zeit, da ich, so oft ich an einen fremden Ort kam, kein dringenderes Geschäft hatte, als mich zuvörderst zu erkundigen, ob an diesem Orte etwa ein Schloß, eine Bibliothek, eine Bildergallerie, eine Sammlung

von

von alten oder neuen Kunstwerken u. s. w. zu sehen wäre, und dann stehendes Fußes hinzugehn, um diese Merkwürdigkeiten — etwa mit Kenneraugen zu beobachten? Zu studieren? O nein! — in Augenschein zu nehmen, lediglich um nachher sagen zu können: das hab ich auch gesehn! Nachdem ich nun schon an manchem Orte von Raritäten dieser Art eine beträchtliche Menge angegaft hatte, da fiel mir eines guten Tages die Frage schwer aufs Herz: was für Nuzen hast du denn nun wol davon gehabt? Bist du etwa klüger, verständiger, weiser und besser dadurch geworden? Hast du irgend etwas daraus gelernt? was dazu dienen könnte, deine oder anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern? Oder bist du dadurch reicher an Menschenkenntniß geworden, und weißt du nun etwa besser, als vorher, was du von deinen Nebenmenschen zu erwarten hast, und wie du mit ihnen umgehen mußt, um, so viel möglich, in Friede und Freundschaft mit ihnen zu leben? — Da stand ich nun, wie Butter an der Sonne, und konnte mir auf diese Fragen auch nicht ein Wörtchen antworten.

Hm! dachte ich da, bist du nicht ein rechter Thor gewesen, Zeit und Geld zu verschwenden, um Dinge kennen zu lernen, deren Kenntniß niemand von dir fordert, weil du weder ein Baumeister, noch ein Gelehrter, noch ein Künst-

ler von Profession bist, und die, wenn du sie auch alle an den Fingern herzuzählen wüßtest, dich doch nicht um ein Haarbreit geschickter in deinen Berufsgeschäften und nicht um ein Haarbreit weiser und glücklicher machen könnten? Also künftig weg damit! Von nun an will ich meine Augen und meine Aufmerksamkeit nur auf dasjenige richten, wovon ich für mich oder meine Nebenmenschen in demjenigen Stande, worin mich Gott gesezt hat, irgend einen Nuzen vor mir sehe. Das Leben ist kurz! und der Dinge, welche jeder in seinem Fache wissen muß, sind so viel! Warum sollte ich meine Zeit damit verderben, in Fächer, welche nicht die meinige sind, hinüber zu schweifen, und mir Kenntnisse einzusammeln, von denen ich keinen andern Gebrauch zu machen wüßte, als etwa den, in Gesellschaft von Schwäzern oder Geschwäzliebhabern davon zu schwazen und mir thörichter Weise das Ansehn eines Allwissers zu geben?

Von Stund an nahm ich mir vor, es künftig auf meinen Reisen eben so zu halten, als ich es, wie du weißt, zu Hause zu halten pflege, d. i. mich nur um das zu bekümmern, was zu meinem Berufe gehört. Mein Beruf aber ist, mein eigenes und anderer Menschen Thun und Lassen nebst den Folgen desselben zu beobachten, und dann nachzudenken, wie wir es anzufangen haben, um immer besser zu handeln und immer glücklicher zu werden. Zu meinem Nebenberufe

in

in Erholungsstunden habe ich, wie du weißt, seit einigen Jahren die Landwirthschaft gemacht. Und nun kannst du ohngefähr errathen, auf was für Dinge ich auf dieser meiner kleinen Reise vornemlich achten werde. Kommt mir nun dabei etwas vor, wovon ich glauben darf, daß es auch dir und andern jungen Leuten zu hören angenehm oder nüzlich sei: so werde ich es zum Inhalte meiner Briefe machen.

Wir sind von Trittow bis hier erst zwei Meilen gefahren; und schon sind wir in dieser kleinen Strecke durch vielerlei Länder gekommen. Sobald man nemlich auf diesem Wege Hollstein verlassen hat, welches, wie du weißt, sehr bald geschieht, weil die Bill, die unsern Hof und Garten umfließt, die Grenze macht: so betritt man Sachsen-Lauenburgischen Grund und Boden, und dieser wechselt hie und da mit Dorfschaften ab, welche theils der Stadt Lübek, theils dem unter Strelizischer Landeshoheit stehenden Dohme in Razeburg gehören.

Das erste, welches mir bald nach unserer Abreise von euch zum Nachdenken Anlaß gab, war ein Storchnest, welches von den langbeinigten Erbauern desselben zu Möllenrade, dem ersten lauenburgischen Dorfe, auf die Spize eines mit Stroh gedeckten Hauses mit architectischer Kühnheit hingestellt war. Einer der Alten stand auf

auf dem Rande desselben, und schien seine Freude an den heranwachsenden Jungen zu haben, deren einige schon die Köpfe hervorstreckten. Diese durchaus unschädliche Thiere vertrauen sich und ihre Brut den Wohnungen der Menschen mit einer Zuversicht an, daß man glauben sollte, sie hätten Begriffe von den Rechten der Gastfreundschaft, und wüßten, daß sie durch diese gegen jede Beleidigung gesichert würden. Aber leider! ist es nicht die Billigkeit, sondern der Aberglaube der Landleute, welcher sie so sicher stellt. Diese glauben nemlich steif und fest, daß ihr Haus in Feuer aufgehn würde, sobald man den darauf wohnenden Storch durch irgend eine Beleidigung nöthigte, seine Wohnung anderwärts aufzuschlagen. Ein ähnlicher Aberglaube macht, daß auch die Schwalbe ihr Nest mit gleicher Sicherheit an und in die Hütten dieser Leute kühnlich kleben darf. Ein Schwalbennest, sagen sie, bringt Segen in das Haus.

Mit dem Ursprunge dieses abergläubischen Vorurtheils scheint es mir so zugegangen zu sein. Ein verständiger Mann von milder Denkungsart wollte seinen rohen, zur Grausamkeit gegen unschädliche Thiere aufgelegten Mitmenschen Schonung und Duldsamkeit gegen dieselben einflößen. Mit Vernunftgründen, dachte er, würde er wenig bei ihnen ausrichten, weil sie diese zu fassen noch nicht fähig wären. Er erlaubte sich daher einen

gut-

gutgemeinten Betrug, und machte ihnen weiß, daß die Schwalbe Segen, der Sorch Sicherheit vor Feuersbrünsten mit sich führe. Und nun konnte Storch und Schwalbe gemächlich ihre Nester bauen und sicher sein, daß keiner ihnen etwas zu leide thun würde.

Und was dünkt dir nun, mein junger Freund, war es recht gethan von dem Manne, daß er aus gutgemeinter Absicht seine einfältigen Nebenmenschen täuschte, ihnen einen an sich unschädlichen Aberglauben einflößte, um sie dadurch schonend gegen solche Thiere zu machen, welche nicht nur ganz und gar keinen Schaden thun, sondern vielmehr unsere Wohlthäter sind, indem sie uns von beschwerlichem und schädlichem Ungeziefer befreien? Denke doch ein wenig nach, ob du vielleicht einen Grund zu ersinnen vermagst, warum ein solches Verfahren entweder getadelt oder gebilliget zu werden verdient? Dann überlege ferner: was nun wol jezt unsere Pflicht erfordere in Ansehung solcher abergläubischen Vorurtheile, welche an sich selbst nicht schädlich, sondern vielmehr nüzlich sind, und wovon wir unsere unwissenden Nebenmenschen ohne unser Zuthun nun einmal eingenommen sehen? „Ob es recht und weise gehandelt sei, sie dabei zu lassen, oder ob wir vielmehr eilen müssen, ihnen die Augen zu eröfnen und sie den Ungrund solcher Fratzen einsehen zu lehren?„ Was mein eigenes Ur-

theil darüber betrift, so wirst du dasselbe unten *) in einer Note finden. Ich wünsche aber, daß du diese Note nicht eher lesen mögest, bis du für dich selbst entschieden haben wirst, was dir in dieser Sache Recht oder Unrecht scheint.

So.

*) Ich für mein Theil glaube, man müsse niemals täuschen, sondern immer bei der Wahrheit bleiben, und wenn es zuweilen scheinen sollte, daß ein abergläubischer Irrthum dem Getäuschten heilsamer, als die reine Wahrheit, sein werde. Denn wenn dies auch zuweilen wirklich der Fall wäre: so hat doch jede, auch noch so unschuldige abergläubische Meinung allemal zuverläßig die schädliche Folge, daß sie denjenigen, dem sie eingeflößt wird, geneigt macht, jeden andern, auch den ungereimtesten und verderblichsten Aberglauben gleichfalls willig anzunehmen. Wer erst einmal sich hat überreden lassen, daß die Schwalbe Segen ins Haus bringe, und daß ein Storchnest auf dem Dache vor Feuer schüze, der wird auch nicht viel Umstände machen, zu glauben, daß es Gespenster und Hexen gebe, daß man durch allerlei Alfanz verborgene Schäze finden, Krankheiten heilen und hundert andere Wunderdinge verrichten könne: und dann gute Nacht, gesunde Vernunft und vernünftiges Betragen; gute Nacht, redlicher Fleiß und kluge Anwendung zweckmäßiger Mittel zu unserm Wohlergehn!

Was die zweite Frage betrift, so ist meine Meinung darüber diese: ehe man abergläubischen Leuten diejenigen Vorurtheile nimmt, wodurch sie sich bewogen

Sobald man auf diesem Wege nach Mölln über die Holsteinische Grenze hinaus ist, verändert sich der Boden. Der Trittauische Sand und Mohrgrund verwandelt sich in Lehm oder Kleier-de mit etwas Sand vermischt. Aus einer solchen Vermischung entsteht der sogenannte Mittelbo-den, der weder zu leicht, noch zu steif, und im Durchschnitt, ein Jahr ins andere gerechnet, viel-leicht unter allen der ergiebigste ist. Denn ohn-geachtet der sogenannte strenge Boden, der aus unvermischtem Klei oder Lehm besteht, in einzel-

nen

wogen finden, etwas Böses zu unterlassen und et-was Gutes zu thun, suche man erst ihren Verstand aufzuklären, damit sie fähig werden, das Gute aus bessern Gründen zu thun. Bis dahin bestärke man sie zwar nicht in ihrem Irrthum, aber man hüte sich auch, ihnen denselben schon jezt zu nehmen. Denn gesezt, ich hätte einen unwissenden Landmann noch nicht aus bessern Gründen überzeugt, daß man so viel möglich, auch gegen die Thiere mit-leidig und schonend sein müsse, und ich fienge da-mit an, seinen Glauben an das Glück, welches die Schwalben bringen, lächerlich zu machen: was würde die Folge davon sein? Er würde entweder mich für einen leichtsinnigen und bösen Spötter halten, oder, wenn es mir gelungen wäre, ihm seinen Irrthum zu nehmen, so würde er von Stund an den armen Schwalben unter seinem Dache den Krieg ankündigen, und die Gegend würde einige Fliegen- und Mückenfänger weniger haben.

nen Jahren bei weitem mehr als jener trägt: so hat er doch das Nachtheilige, daß er unsicher ist, ich will sagen, daß man nicht Jahr ein Jahr aus auf gleich ergiebige Erndten rechnen kann, weil seine jedesmalige Fruchtbarkeit mehr, als die des Mittelbodens, von der Witterung, abhängt. Fällt einmal ein sehr nasses Jahr ein: so laufen die Früchte Gefahr, ersäuft zu werden, weil der steife Lehmgrund den Regen nicht so geschwind, als ein lockeres Erdreich, einzusaugen vermag. Tritt aber, besonders in der Zeit, da der Acker bearbeitet und bestellt werden muß, eine etwas ausserordentliche Dürre, nach vorhergegangener Regenzeit ein; so ist ein solcher Lehmboden schwer zu bearbeiten. Er kann nicht hinlänglich zermalmt und locker gemacht werden, welches doch, wenn der eingestreute Samen Wurzel fassen soll, durchaus erfordert wird. Es ist also, wie es scheint, auch hier, wie überall, die goldene Mittelstraße diejenige, welche am leichtesten und sichersten zum Zweck führt.

Ich weiß, mein lieber Ferdinand, daß du ökonomische Bemerkungen dieser Art, die ein anderer vielleicht trocken und langweilig finden dürfte, nicht ungerne liesest: weil du mit mir überzeugt bist, daß es für jeden Menschen nüzlich sei, sich von landwirthschaftlichen Dingen wenigstens einige Kenntniß zu erwerben. Ich werde daher fortfahren, solche Anmerkungen von Zeit zu Zeit

einzuweben, die du, wenn du den Inhalt meiner Briefe etwa solchen jungen Leuten mittheilen solltest, deren verwöhnter Geschmack sich nur nach abentheurlichen Geschichten oder nach empfindsamen Histörchen sehnt, schon zu überschlagen wissen wirst.

Du kennst den Rest der ehemaligen herrlichen Waldung, durch welche der Weg von Trittow nach Mölln führt, und welche ein Anhang des berühmten Sachsenwaldes ist, der vormals einen so weiten Umfang hatte, jezt aber, wie die meisten Waldungen Deutschlands, in so enge Grenzen zusammengeschrumpft ist! Auch in demjenigen Striche, durch welchen ich kam, hat man in den lezten zehn Jahren, so wol auf Holsteinischer als auf Lauenburgischer Seite unbarmherzig aufgeräumt; doch muß ich, so weit bis jezt meine Beobachtungen reichen, deinen Landesleuten, den Lauenburgern, das Zeugniß geben, daß sie viel sorgfältiger, als unsere jezigen Mitbürger, die Holsteiner, darauf bedacht gewesen sind, an die Stelle der gefällten Waldungen hie und da wieder neue anzulegen.

Ich weiß es wohl, daß überflüßige Wälder einem Lande in mehr, als einer Betrachtung, nachtheilig sind, und daß Deutschland z. E. sein jeziges milderes und gesunderes Clima der Aufräumung seiner ungeheuern Holzungen verdankt, wa-

womit es ehemals ganz bedeckt war. Ich will auch gern glauben, daß ein guter Waldboden, wenn er zu Acker gemacht wird, viel mehr einträge, als vorher, da er hundert und mehr Jahre brauchte, um nüzbares Holz zu liefern. Aber da ein gut eingerichteter Staat im Großen, wie eine wohlgeordnete Landwirthschaft im Kleinen, bei der Cultur des Landes auf alle seine Bedürfnisse Rücksicht nehmen, und also nicht blos auf den grössern oder geringern Werth der Producte, sondern auch auf die grössere Entbehrlichkeit derselben sehen muß: so scheint es mir, wie vielen andern, ein großer Fehler unserer Zeit zu sein, daß man mit den Holzungen nicht wirthschaftlich genug umgegangen ist, nicht frühzeitig genug darauf gedacht hat, neue Holzaufschläge für die Nachkommenschaft in hinreichender Vielheit anzulegen.

Unser Holstein war ehemals so reich an Holz und Steinen, daß es, wie man sagt, seinen Namen davon erhielt. Wie es in Ansehung des erstern jezt bestellt ist, wissen wir. Der allgemeine Holzmangel wird mit jedem Jahre drückender. Noch vor drei Jahren galt der Faden Büchenholz zu Trittow sechs Mark, in Hamburg zehn: jezt ist am ersteren Orte kaum noch für zehn, am leztern für achtzehn Mark der Faden *) zu

*) Der Faden Holz ist hier ein Haufe, der sieben Fuß lang, sieben hoch und zwei Fuß dick ist.

zu haben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Preise mit jedem Jahre höher steigen werden. Was hilft es nun dem Bauer, ein paar Aecker mehr, als vormals zu haben, die er etwa zu zehn Thaler jährlich nüzen mag, wenn er für benöthigtes Brenn- und Nuzholz jezt jährlich zwanzig bis dreisig Thaler mehr ausgeben muß, als sonst? Ist er durch die Vermehrung seiner Ländereien wohlhabender geworden? Man rechne. — Aber die Regierung, sagt man, hat dabei gewonnen! Wirklich? Also kann die Regierung gewinnen, indem der Unterthan verliert? Laß dir das nicht weiß machen, mein Sohn! der Reichthum, die Macht und das Glück des Regenten sind von dem Wohl der Unterthanen unzertrennlich; und es wäre eine misverstandene Regierungskunst, die es darauf anlegen wollte, die Beutel der Unterthanen auszuleeren, um des Fürsten Schazkammer anzufüllen. —

Aber siehe, wie man sich verlaufen kann! Ich wollte dir einige Bemerkungen aus meinem kleinen Reiseiournal mittheilen: und hätte beinahe angefangen, dir von Politik und Staatswirthschaft vorzureden. Laß uns geschwind wieder einlenken!

Die Bestimmung, seinem Vaterlande als Forstmann zu dienen, ist in unsern Zeiten ein Fach, worin man sich des allgemein überhandnehmenden Holzmangels wegen um die Menschheit

sehr verdient machen kann, wenn man nemlich dafür Sorge trägt, daß in holzleeren Gegenden neue Waldungen zugezogen werden. Es giebt der öden unbebauten Heidegegenden in Deutschland noch so viele! Warum verwandelt man sie nicht, zum Theil wenigstens, in Wälder von Fichten oder Kiefern, denen selbst die unfruchtbarste Sandschelle genüget? Und warum denkt man noch nicht daran, gewisse, leicht fortzupflanzende Baumarten bei uns einzuführen, die zwar ein etwas schlechteres Brennholz gewähren, aber auch zu iherm Wachsthum nicht den zwanzigsten Theil der Zeit gebrauchen, welche die Büche und noch mehr die Eiche nöthig hat? Die italienische Pappel z. E. wächst in zehn bis zwanzig Jahren zu einem sehr hohen und dicken Stamme auf; und man pflanzt sie, wie die Weiden, durch abgeschnittene Zweige fort. Wie geschwind liesse sich ein paar Duzend dieser Bäume, auf unsere großen unfruchtbaren Heiden gesezt, zu einem ganzen Walde vermehren, besonders da man zu dieser Fortpflanzung keine starke Aeste, sondern nur junge Schößlinge brauchen kann? Genug hiervon!

Mölln ist ein altes kleines Städtchen, das etwa 250 Häuser in sich fassen mag. Es liegt in einer, mit angenehmen kleinen Bergen umgebenen Gegend, auf einer Halbinsel, die der Möllner See bespült. So unbedeutend dieser Ort auch ist, so kennt ihn doch jedermann, als den

angeblichen Begräbnißort des berühmten Eulenspiegels. Man zeigt hier nicht blos das Grab desselben, auf welchem jezt ein dicker Baum steht, sondern auch in einem an der Kirche befindlichen Schranke einige Denkmäler von ihm, z. E. eine sehr hohe hölzerne Trinkkanne, welche oben bei der Oefnung so spizig zuläuft, daß die Nase dessen, der daraus trinkt, darüber wegsteht. Diese Kanne, sagt man, ließ er sich verfertigen, um diejenigen Lügen zu strafen, welche ihm den Vorwurf machten, „daß er die Nase unablässig in der Kanne habe.„ Ausserdem ist hier auch der Degen, den er trug, eine Abbildung von ihm und seiner Mutter in einer elenden Schilderei, und ein Fragment seines Leichensteins zu sehn, auf dem man die Symbolen seines Namens, eine Eule und einen Spiegel, erkennt. In den Stamm des Baums auf seinem Grabe sind unzählig viel Nägel geschlagen. Hierdurch suchen nemlich alle durchreisende Handwerksburschen sich hier ein Denkmal zu errichten, und einen Beweis ihres Hierseins auf den Fall zu hinterlassen, daß ihnen die Ehre, Eulenspiegels Grab gesehn zu haben, jemals streitig gemacht werden sollte.

Uebrigens sind alle meine Bemühungen, von dem Leben und Wandel dieses berühmten Thoren Nachrichten aufzutreiben, welche zuverlässiger wären, als was die Volkssage von ihm verbreitet hat, vergebens gewesen. Durch mündliche Ueber-

lieferungen will man hier noch wissen, daß sein eigentlicher Geburtsort ein nicht weit von hier gelegenes lauenburgisches Dorf, Groß, Pampau, sei, wo man noch die Hütte zeigt, in welcher er geboren sein soll. Aber da dies leztere zuverlässig unwahr ist, weil diese Hütte so alt noch nicht sein kann: so wird es auch wol jenes sein.

Der See bei Mölln ist zwar nicht groß, aber eines gewissen Umstandes wegen, vor vielen grössern Landseen besonders merkwürdig. Durch ihn nemlich findet eine Verbindung der Ostsee mit der Nordsee oder dem deutschen Meere statt. „Wie das sein könne, da dieser kleine See mitten im Lande liegt?„ Das will ich dir erklären.

Es ergießt sich aus diesem See ein kleiner Fluß, und fließt hierauf nordwärts nach Lübeck hin, wo er in die Trave und mit dieser bei Travemünde in die Ostsee fällt. Dieser kleine Fluß wird die Steckeniz genannt. Auf der andern Seite des See's hat man verschiedene kleine Bäche in einen Graben zusammengeleitet und diesen mit dem See so verbunden, daß durch Hülfe einiger Schleusen Schiffe aus dem Graben in den See und aus diesem in jenen fahren können. Dieses aufgefangene Gewässer nun, welches bald die Delvenau, bald gleichfalls die Steckeniz genannt wird, fließt ohngefähr vier Meilen weit südwärts nach Lauenburg, wo es in die Elbe fällt,

und

und mit dieser, wie bekannt, sich in die Nordsee ergießt. Man kann also aus der Ostsee in die Trave bis nach Lübeck, von da auf der Steckeniz bis in den Möllner See, aus diesen durch die Delvenau oder die zweite Steckeniz nach Lauenburg in die Elbe, und auf der Elbe bei Hamburg vorbei in die Nordsee fahren.

Allein diese Schiffahrt hat ihre Unbequemlichkeiten. Weil nemlich das Wasser dieser kleinen Flüsse von Zeit zu Zeit durch eine Schleuse gestauet werden muß, damit es die erforderliche Höhe erreiche: so braucht ein von Lübek abgehendes Fahrzeug wol vierzehn Tage Zeit, um nach Lauenburg zu kommen, ohngeachtet beide Oerter nur sieben bis acht Meilen aus einander liegen. Uebrigens tragen diese Fahrzeuge sechs Lasten, das ist, zwölf Tonnen oder 24000 Pfund. Denn, welches ich im Vorbeigehn zu merken bitte, eine Tonne ist in der Schiffersprache ein Gewicht von 2000 Pfund oder zwanzig Centner, und zwei Tonnen, also 4000 Pfund, machen eine Schiffslast aus.

Uebrigens ist Mölln ein überaus nahrhaftes Städtchen, theils seines Holzhandels, theils und vornemlich aber seiner Bierbrauereien wegen. Man brauet hier ein in der That unangenehmes, aber von den Landleuten, vermuthlich seiner betäubenden Kraft wegen, sehr hochgeschäztes Bier, welches unter dem Namen Laken auf vier bis sechs

Meisen in die Runde verfahren und in allen Wirthshäusern geschenkt wird. Ob es wahr sei, was man sagt, daß die berauschende Kraft dieses Getränks aus einer Zuthat von betäubenden Kräutern und von Brandteweinhefen herrühre, lasse ich unentschieden. Es wäre in der That schlimm für arme Reisende, wenn man die abscheuliche in Deutschland leider! herrschende Kunst, elenden Wein durch höchstschädliche Zuthaten aufzustuzen, auch auf andere Getränke ausdehnen wollte; und es ist unbegreiflich, wie die deutsche Policei gegen Misbräuche dieser Art sich so unachtsam bezeugen könne.

Aber es ist Zeit aufzuhören. Castor und Pollux *) stehen schon wieder aufgeschirrt, und ihr Wiehern, welches die Stelle des Posthorns vertritt, ruft mich ab. Lebe wohl, lieber Ferdinand! Aus Razeburg ein Mehreres.

*) Pferde des Verfassers.

Zweiter

Zweiter Brief.

Razeburg, den 21. Jun. 1785.

Meine liebe Lotte,

Heute werde ich mich mit dir unterhalten. Ich seze mich in Gedanken neben dir in unserer Laube am Wasser hin; du strickst, und ich erzähle.

Razeburg, wo wir gestern ankamen, ist seiner wunderschönen Lage nach, eins der niedlichsten Städtchen, welche man in Deutschland sehen kann. Ich will versuchen, ob ich dir ein klein Gemählde davon zu machen im Stande bin.

Stelle dir also vor, daß du einen stillen spiegelglatten Landsee mit vielen malerischen Krümmungen vor dir siehst, der ohngefähr zwei Meilen im Umfange haben mag. In demselben erblickst du eine kleine grüne Insel, die wie ein sanfterhobener Hügel aus dem Wasser hervorsteigt. Diese Insel ist mit einem ziemlich regelmäßig angelegten Städtchen bebaut, welches, von fern gesehn, seiner rothen Ziegeldächer wegen, erst seit gestern fertig geworden zu sein scheint. Denke dir, du sähest eine glattpolierte Schüssel, mit rothen Krebsen angefüllt, den Rand mit grüner Petersilje belegt: und was du siehst, ist Rezeburg.

Nun blicke rund umher, um die schönen Anhöhen und Berge zu sehn, welche dem See zur Einfassung dienen. Einige derselben tragen hohe Waldung auf ihren Rücken; andere bieten reiche Kornfelder und Wiesen dar. Wie sich das krümmt und windet; hier aufsteigt, dort allmählig sich herabsenkt, um sich abermals in einer andern Form zu heben! Der See scheint nur da zu sein, damit die schönen Hügel in ihrem mannigfaltigen Naturschmucke sich darin spiegeln mögen. Das Ganze macht ein Gemälde, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Die kleine Inselstadt hängt auf der einen Seite durch eine sehr lange Brücke — ich schäze sie ohngefähr auf vierhundert Schritt — und auf der andern durch einen Damm mit dem Lande zusammen. Sie hat einige, wiewol unbedeutende Festungswerke; und ihr neues Ansehn rührt daher, weil sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine dänische Bombardirung gänzlich eingeäschert wurde, und also von neuem wieder aufgebaut werden mußte. Man verschonte damals nur den Dohm und die Stadtkirche.

Dieser Dohm ist ein ziemlich großes und ansehnliches Gebäude von gothischer Bauart. Wir besahen denselben diesen Morgen, und ich will dir erzählen, was ich Merkwürdiges darin fand.

Gleich

Gleich beim Eintritt fielen mir einige sehr schlechte Wandgemählde in die Augen, unter denen sich eins durch eine auffallende Sonderbarkeit der Figuren auszeichnete. Es sollte eine Vorstellung der sogenannten Dreifaltigkeit sein, die sich durch einen Kreis alter Männer etwas vorsingen und vorspielen läßt. Die erste Person ist, wie gewöhnlich, als ein alter Mann mit langem Barte, die zweite als ein Lamm mit acht Hörnern, und die dritte — ich spaße nicht, wenigstens habe ich mit meinen zwei Augen nichts anders herausbringen können — als ein sogenannter Vogelgreiff vorgestellt. Was der Mahler oder derjenige, der die Idee dazu hergab, sich dabei gedacht haben möge, ist mir ein Geheimniß.

Aber ein noch grösseres Geheimniß ist es mir, warum man abgeschmackte Bilder dieser Art noch immer ohne Zweck und Absicht in unsern Kirchen duldet, da sie doch offenbar zu nichts anders dienen können, als die Aufmerksamkeit der Leute zu stören und unsern Bethhäusern ganz das Ansehn heidnischer Gözentempel aus den rohesten Zeiten zu geben. Es ist unglaublich, wie weit die Nachlässigkeit unserer Geistlichen, unserer Kirchenvorsteher und Gemeinden in diesem Stück zu gehen pflegt. Selten kommt man in eine alte Kirche, ohne daß man auf die allerabgeschmacktesten und ärgerlichsten Stücke dieser Art stößt, die zum Theil recht eigentlich dazu aufbe-

wahrt zu sein scheinen, um den dicksten Aberglauben zu erhalten, und Gesinnungen einzuflößen, die dem Geiste des reinen Christenthums schnurgrade entgegen gesezt sind. Höre nur weiter, liebe Lotte, was ich ferner fand.

Neben dem Altare ist ein Kunstwerk von Bildhauerarbeit zu sehn, welches einen Theil der Passionsgeschichte darstellt; und über demselben stehn in einem Schranke Abbildungen der Apostel, aus Silber gegossen. Unter diesem Kunstwerke nun, etwa drei Schritte weit von eben dem Altare, vor welchem der Priester alle Sonntage Gottes Segen über die Gemeinde herabwünscht, steht — sollte man es glauben? — folgender unchristlicher Fluch mit großen goldenen Buchstaben geschrieben:

Wer an diesem zu Gottes Ehren, dieser Kirche Zierde und Dankbarkeit allhier aufgerichtetem und geheiligtem Werke, das geringste wissentlich besudelt, zerbricht, verlezet oder davon entwendet, der sey verflucht an allen seinen Gliedmaaßen, an allen seinen Gütern, an allen Orten und zu allen Zeiten, und dieser Fluch bleibe kräftig, wann schon einer sagen würde: der Segen des Herrn sey über dich!

Was sagst du von der Denkungsart des Mannes, der eine solche Verwünschungsformel auszusinnen vermogte, und was denkst du von der Nachlässigkeit, mit welcher man einen so abscheulichen Fluch zu jedermanns Ansicht in einem Hause stehen läßt, in welchem die sanfte Lehre Jesu Christi geprediget werden soll, die nichts als Liebe, Nachsicht und Versöhnung haucht?

In einem neben Gebäude dieses Dohms, ist die Dohmschule, die eher einem Kerker, als einem Orte gleicht, wo der Jugend angenehme und nüzliche Kenntnisse eingeflößt werden sollen. Da ich von dem ersten Lehrer derselben, einem wackern, eifrigen und geschickten Manne, in seine Classe oder Schulstube geführt ward, überfiel mich fast ein kleiner Schauer. Stelle dir ein dunkles Zimmerchen, etwa halb so groß als meine Arbeitsstube, mit dickem Gemäuer und zwei kleinen Fenstern vor. In diesem Loche müssen wenigstens zwanzig junge Leute mit ihrem Lehrer den größten Theil der Tageszeit zubringen, und was das Schlimmste ist: so versammlen sich hier nicht blos diejenigen Schüler, die zu einer Classe gehören, und die also einerlei Unterricht empfangen, sondern auch — in Ermanglung eines zweiten Stalls — diejenigen, welche die zweite Classe ausmachen. Diese müssen, so lange jene gelehrt werden, in einer entgegengesezten Ecke ihr eigenes Wesen treiben.

Ist

Ist es nicht schändlich, solche erbärmliche Schulanstalten in unsern Zeiten noch an so manchem Orte anzutreffen?

In einem besondern Zimmer dieses klostermäßigen Gebäudes ist etwas aufgestellt, was man — die Bibliothek nennt; eine erbärmlich kleine Sammlung von allerhand, größtentheils unbedeutenden und unbrauchbaren Büchern, ohne Zweck und Ordnung gesammlet. Aber auf einem Tische dieses Zimmers sieht man etwas, welches einem Alterthumskundigen eine angenehme Unterhaltung gewähren kann. Ich, der ich kein Alterthumskundiger bin, sahe mit meinen ungelehrten Augen blos eine Sammlung alter unförmlicher metallener Götzenbilder der alten Wenden, eines heidnischen Volks, welches ehemals Mecklenburg und Pommern bewohnte, und von da aus sich in mehrere Länder ausgebreitet hatte. Die vorzüglichste Gottheit dieses Volks war ihr sogenannter Radegast, welchen man hier, ich weiß nicht wie vielmal, aber immer fast auf eine und eben dieselbe Art abgebildet sieht. Er ist nemlich wie ein Mann von ungestalter Gesichtsbildung vorgestellt, der einen Spieß in der Hand hat, und auf dessen Kopf ein Vogel sizt, der ungefähr wie eine Gans aussieht.

Diese

Diese Götzenbilder wurden vor einiger Zeit von einem mecklenburgischen Bauer in der Gegend des Tollenser-See's in der Erde gefunden, und zwar an einem Orte, wo die Wenden ehemals eine grosse Stadt, Namens Rhetra, gehabt haben sollen, von welcher jezt auch nicht die geringste Spur mehr übrig ist. Der Dohm von Razeburg kaufte diese gefundene Seltenheiten an sich, um sie hier zum Gebrauch der Geschichtsforscher aufzubewahren.

Aber was schwaze ich dir da von Dingen vor, welche dich nicht angehn, und worüber ich selbst so wenig Lehrreiches zu sagen habe? Ich mögte die ganze Seite, die ich damit angefüllt habe, wieder ausstreichen. Aber sie bleibe für Ferdinand und Anton stehen; für dich, mein Kind, sei das, was ich jezt schreiben will.

Ich aß gestern Abend von einem Braten, der schon vierzehn Tage alt, und in weniger als einer Stunde gar gemacht war; und ich fand ihn, nicht nur noch vollkommen frisch, sondern auch so durchgebraten, als einen, der wol zwei oder mehr Stunden lang am Spieß gesteckt hat. Beides erweckte meine Verwunderung; und ich hielt es der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch man doch wol das eine wie das andere mögte erhalten haben? Und da brachte ich denn Folgendes heraus. Das Fleisch war weder in

einem

einem Eiskeller, noch in einem Keller überhaupt, sondern in freier Luft und zwar auf der Hausdiele in einem zwischen zwei entgegengesezten, immer offenen Thüren hängenden Fliegenschranke aufbewahrt worden. Der Flor, womit ein solcher Schrank umgeben ist, hatte es von Insecten und die Zugluft, worin es hieng, von der Fäulniß geschüzt. Was aber die Geschwindigkeit betrift, womit man dieses Fleisch gebraten hatte, so war dieselbe dadurch bewerkstelliget worden, daß man auf beiden Seiten des Bratenwenders ein gleich großes Feuer angelegt hatte, wodurch das Fleisch einer doppelten Hize von vorn und von hinten ausgesezt wurde. Damit es aber hierbei nicht vom Rauche leiden mögte: so hatte man Sorge getragen, nichts als gutes und vollkommen trockenes Holz anzulegen.

Ich erinnere mich hierbei eines andern Mittels, frisches Fleisch in Sommertagen vor der Fäulniß zu bewahren, welches ich neulich von einem Trittauischen Oeconomen lernte, und welches eben so probat sein soll. Dieses besteht darin, daß man das Fleisch in Kalkwasser legt, bis man es brauchen will. Ueber dieses Mittel zankten sich neulich in England zwei Schriftsteller, deren einer in Ansehung der Wirkungen des Kalkwassers grade das Gegentheil von demjenigen behauptete, was der andere davon versichert hatte. Der eine behauptete nemlich, es hindere, der

ler andere, es befördere die Fäulniß, und beide beriefen sich auf Versuche, die sie selbst damit angestellt hätten. Ein dritter, welcher beide als ehrliche Männer kannte, die wissentlich keine Unwahrheit sagen würden, machte ihnen die Versuche nach, und merkte bald, wo das Misverständniß verborgen läge. Er stellte nemlich eine doppelte Probe an; die eine mit Fleisch, die andere mit Fischen. Und da fand er denn, daß das Kalchwasser auf diese zweierlei Dinge eine ganz entgegengesezte Wirkung äussere; die Fische geriethen bald in Fäulniß, aber das Fleisch blieb frisch. Er machte hierauf bekannt, daß beide Männer recht hätten, und daß ihr Widerspruch blos daher rühre, daß der eine seinen Versuch am Fleisch, der andere an Fischen gemacht habe. —

Sieh, liebe Lotte, das sind Kenntnisse, welche recht eigentlich für dich gehören, und die du daher, so oft du Gelegenheit dazu hast, mit großer Sorgfalt einsammeln mußt. Alles, was einen Vortheil in der Haushaltung gewährt, alles, was dazu dienen kann, die Ausgaben zu vermindern und den häuslichen Wohlstand zu vergrössern: das muß dir wichtig sein; das muß zu der dir nöthigen Gelehrsamkeit gerechnet werden. Jede andere Art von Gelehrsamkeit würde dir nicht allein unnüz, sondern auch zugleich sehr schädlich sein, weil sie dich von deiner Be-

stimmung — eine gute Hausmutter einst zu werden — abführen würde. Also weg damit!

Jezt will ich dir etwas von den Bewohnern dieses niedlichen Städtchens erzählen. Zwar bin ich nur erst vier und zwanzig Stunden hier; und wer darf sich rühmen, in so kurze Zeit, auch nur einen einzigen, geschweige eine ganze Stadt voll Menschen, nach ihrem Character und nach ihren Sitten, gründlich kennen gelernt zu haben? Aber man sieht denn doch in solcher Zeit — wenn man anders ein Paar gesunde Augen und etwas Bemerkungsgeist mitgebracht hat — bald dieses bald jenes, woraus sich für den, der schon mehr Menschen kennt und im Nachdenken über menschliche Handlungen kein Neuling ist, doch schon manches schließen läßt. Höre, liebes Kind, was ich auf diese Weise von der Gemüthsart und den Sitten der Razeburger herausgebracht habe.

Ein Hauptzug in ihrem Character scheinet die Geselligkeit zu sein; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in großen Städten suchen muß. Denn, was man da für Geselligkeit gehalten wissen mögte — das ceremoniöse Zusammenkommen gepuzter und gezierter Menschen, die sich versammeln, und einander das Geld aus dem Beutel zu locken, und dann, auf Kosten der Gesundheit, Stundenlang zu

praß=

prassen — verdient diesen Namen nicht. Wahre Geselligkeit besteht in einem Verlangen, seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, und an den Empfindungen und Gedanken anderer Menschen Theil zu nehmen; und dieser Geselligkeit verträgt sich weder mit Ziererei, noch mit Prunk und Prassen. Sie liebt vielmehr das Simple, das Natürliche, das Frugale und Eingezogene. Wo dieses fehlt — und es fehlt leider! jezt in allen grosen Städten — da kann man wol glänzende Assembleen, schwelgerische Gastmahle, Spiel- und Tanzgesellschaften, aber keine gesellige Zusammenkünfte haben.

Hier also scheint mir doch viel wahre Geselligkeit zu herrschen. Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreissig gesittete Familien, die, wenn ich anders recht gehört habe, wöchentlich zweimal zusammen kommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bei einem frugalen kalten Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren, und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern. Wie wenig Aufwand bei solchen Zusammenkünften gemacht werde, erhellet daraus, daß verschiedene der daran theilnehmenden Familien jährlich kaum 500 Rthlr. einzunehmen haben, und sich doch im

Stande sehn, diese große Gesellschaft, so oft die Reihe an sie kömmt, zu bewirthen.

Ich hatte, ich weiß nicht wo, gehört, daß die Razeburger Damen den Geruch einer ausserordentlichen Empfindsamkeit hätten. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir wol sonst schon erklärt habe, was man mit diesem Worte sagen will: aber da es auch sein kann, daß du es wieder vergessen hast, so will ich es dir noch einmal erklären.

Empfindsame Leute nennt man solche, die ein gar zu zartes und gar zu lebhaftes Gefühl haben, und dadurch sowol der Führung eines zufriedenen Lebens, als auch zur Erfüllung solcher Pflichten, welche Kaltblütigkeit, zuweilen auch etwas Unempfindlichkeit und Strenge erfordern, in einem gewissen Grade unfähig geworden sind. Diesen Fehler trift man bei solchen Personen beiderlei Geschlechts, besonders aber des eurigen an, welche durch eine stillsizende weichliche Lebensart ihren Körper verzärtelten, und durch zu häufiges Lesen der Dichter und anderer sogenannter schönen Geister ihre Empfindungen bis zum Uebermaaße verfeinerten; sich dadurch nach und nach von aller körperlichen Geschäftigkeit entwöhnten, und zu den meisten Verrichtungen des menschlichen Lebens unfähig wurden. Ich will dir einige Merkmale angeben,

ben, woran du Leute dieser Art, welche gewiß allemal unglückliche Leute sind, leicht erkennen kannst.

Wenn du z. E. hörst, daß ein Frauenzimmer von nichts lieber, als von ihrer Lectüre, besonders in poetischen und romanhaften Schriften, schwazt: wenn sie die Einsamkeit sucht, nicht, um sich ungestört beschäftigen, sondern um ungestört und unbeobachtet müßigen Empfindungen nachhängen zu können; wenn sie bei schönen Naturgegenständen, in einer hübschen Gegend, bei einem murmelnden Bache, beim Anblick des Mondes, oder beim Gesange der Nachtigal, entweder in unmäßiges Entzücken ausbricht, oder in melancholische Schwermuth dahin sinkt; wenn sie die Küche beschicken soll, und nicht im Stande ist, ein Huhn abzuschlachten oder nur abschlachten zu sehn, ohne Gefahr zu laufen, in Ohnmacht zu fallen; wenn sie ohne erhebliche Ursachen, und besonders dann unthätig zu seufzen, zu klagen und zu weinen pflegt, wann sie thätig sein und helfen sollte; und endlich, wenn du siehst, daß sie ihr Hauswesen in Unordnung gerathen läßt, weil sie lieber ihrer schönen Lectüre, ihrer empfindsamen Correspondenz und ihren Grillen nachhängt, als diejenigen häuslichen und wirthschaftlichen Geschäfte verrichtet, welche sie verrichten sollte: dann wisse,

se, meine Tochter, daß ein solches Frauenzimmer empfindsam sei.

Was nun die hiesigen Damen anbetrift: so glaube ich, daß der Vorwurf der Empfindsamkeit ihnen mit Unrecht gemacht werde. Ich bin mit verschiedenen derselben in Gesellschaft gewesen, habe wackere und vernünftige Frauen, welche brave Gattinnen, brave Mütter, brave Vorsteherinnen ihrer Hauswirthschaft zu sein schienen, aber auch nicht eine einzige empfindsame Närrin unter ihnen gefunden. Du siehst also, daß man auf die Verläumdung, welche ganzen Oertern und ganzen Classen von Menschen wiederfährt, eben so wenig, als auf diejenigen bauen muß, welche einzelne Personen trift.

Gutmüthigkeit, Verträglichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit und Nüchternheit scheinen hervorstechende Züge in dem Charakter dieses Völkchens zu sein. Ich will dir sagen, woraus ich das geschlossen habe.

Als ich hier ankam, war grade Freischießen. Du hast dergleichen öffentliche Bürgerfeste wol schon an andern Orten gesehn, und wirst bemerkt haben, wie wild, unbändig und unmäßig das Volk sich bei solchen Gelegenheiten aufzuführen pflegt. Nun höre wie es hier gieng.

Gestern Abend wurde der neuerwählte König unter dem Donner einiger auf dem Markt gepflanzter Kanonen in die Stadt geführt. Der Zulauf von Menschen war dabei so groß, als er in einem Städtchen, welches etwa fünfzehnhundert Einwohner zählen mag, nur immer sein kann. Man konnte erwarten, daß unter den einmarschirenden Freischüzen wenigstens einige Betrunkene, und unter der zulaufenden Menge wenigstens einige unbändige Schreier und Zotenmacher wahrgenommen werden würden; aber nein! man bemerkte nichts von dem. Der Zug gieng feierlich und ohne sonderlichen Lerm nach dem Hause des abwesenden Commandanten, und von da zurück nach dem Rathskeller, wo für die Schüzengesellschaft ein Abendessen zubereitet war, welches sich mit einem Balle endigen sollte. Unglücklicher Weise hatte ich auf eben diesem Rathskeller mein Quartier genommen; ich mußte also schon darauf gefaßt sein, eine unruhige und schlaflose Nacht zu haben.

Aber was geschahe? Da ich Abends um eilf Uhr zu Hause kam, fand ich die ganze große Gesellschaft schon mitten im fröhlichen Getümmel. Das Haus war so gedrängt voll, daß ich Mühe hatte, mich bis nach meinem Zimmer durchzuarbeiten. Aber auch hier bemerkte ich, so weit ich sehen und hören konnte, keinen einzigen Betrunkenen, keinen einzigen Zänker, keinen, wel-

cher die einem Fremden gebührende Achtung gegen meinen Reisegefährten und mich aus den Augen sezte. Die Sache kam mir unglaublich vor; ich traute meinen eigenen Augen nicht. Ich machte mir daher ein Gewerbe, gieng noch einmal durch die Menge hin, und sahe scharf umher: aber ich bemerkte keine andere als freundliche, bescheidene und fröhliche Gesichter; und ich gieng nach meiner Kammer mit dem Gedanken zurück, daß die gutartige Freude solcher Leute es wol verdiene, daß man sich ihrentwegen eine unruhige Nacht gefallen lasse.

Aber es bedurfte dieser Aufopferung von meiner Seite nicht. Mein Zimmer war in einem etwas entfernten Theile des Hauses, und das Geräusch war in Betracht der großen Menge derer, die sich hier belustigten, so überaus gemäßiget, daß es mich weder am Einschlafen hinderte, noch mich aus meinem ruhigen Schlafe auch nur ein einziges mal aufweckte.

Was mich am meisten — soll ich sagen wunderte oder freute? — war die Bemerkung, daß die Tugenden, die ich jezt an den Bürgern dieser kleinen Stadt gelobt habe, auch den hier in Garnison liegenden Officieren und Soldaten, vom General bis zum Trommelschläger, eigen zu sein scheinen. Nie habe ich unter Leuten dieses Standes mehr Bescheidenheit, Höflichkeit und

und Artigkeit gesehn, als hier. Da begegnet dir kein Soldat, der dich nicht freundlich grüßt. Da gaft dir kein junger Officier, wenn du bei ihm vorübergehst, mit militärischer Unverschämtheit ins Gesicht, oder wizelt dir nach, wie man an jungen Gecken dieses Standes sonst wol gewohnt ist. Da kannst du dicht vor der versammelten Wache vorbeigehn, ohne in den Gesichtern der ehrlichen Musquetiers eine einzige unbescheidene Miene zu sehn, oder zu hören, daß ein einziger alberner Scherz auf deine Rechnung gemacht werde.

Wie mich das gefreut hat! Aber da sieht man, was das Beispiel der Obern vermag. Der würdige General von Ahlefeldt, der Cheff dieses Regiments, ist ein so rechtschaffener und braver Mann, daß er nicht blos von seinen Untergebenen, sondern auch von den Bürgern dieser Stadt, welche das Glück haben, ihn als Commendanten zu besizen, als ein Vater geehrt und geliebt wird. Sein persönliches Beispiel scheint hier mehr gewirkt zu haben, als sonst die strengste Kriegszucht vermag.

Aus einer gleichen Ursache erkläre ich mir den gutmüthigen stillen Character der hiesigen Bürgerschaft. Die Stadt hat das Glück, zwei gleich rechtschaffene, aufgeklärte, sanftmüthige und duldsame Geistliche zu besizen, und es ist unmöglich, daß das Beispeil und der Unterricht

 sol-

solcher Religionslehrer nicht einen großen und merklichen Einfluß auf die Sitten des Volks haben sollten. Der eine dieser beiden guten Männer ist der Generalsuperintendent Alberti, und der andere mein würdiger Freund, der Prediger Langreuter, der auch dem Publico als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist.

Eins verbitterte mir die Freude, welche mir die obigen Bemerkungen machten. Ich sahe nemlich mit Bekümmerniß, daß es dem Dömon, Prachtliebe genannt, auch bei diesem guten Völkchen schon in einem gewissen Grade gelungen ist, der Leutlein die Köpfe zu verdrehen, und ihnen vorzugaukeln, daß geziertes und gepuztes Wesen dem Mensen einen größern Werth zu geben vermöge. Ich sahe Schusterweiber und Schneidertöchter bei dem oben beschriebenen Bürgerfeste mit einem Prunke und Flitterstaate erscheinen, dessen Anblick mir in der Seele weh that. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerei geschehen könnte, öffentlich auf dem Markt hinstellen, und den guten Leuten zurufen mögen: „o hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachäffung der verfeinerten, eiteln und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu, und vermehrt

mehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehn um eure Glückseligkeit!„ Aber ich beruhigte mich durch den Gedanken, daß den biedern Geistlichen des Orts diese Verirrung ihrer Pfarrkinder nicht verborgen geblieben ist — denn sie selbst machten mich aufmerksam darauf — und daß diese vielvermögende Männer keine Mühe sparen werden, sie von diesem Irrwege wieder zurückzuführen.

Noch muß ich dir wol sagen, daß dieser kleine Ort unter einer doppelten Landeshoheit steht. Die eigentliche Stadt nemlich gehört Churhannover; der mit ihr verbundene Dohm aber, nebst den dazugehörigen Häusern dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz.

Und nun, denke ich, habe ich dir für dasmal genug vorgeplaudert. Morgen reisen wir über Gadebusch nach Wismar. Von da werde ich euch mehr schreiben. Und bis dahin lebe wohl, meine liebe Tochter, und vergiß nicht deiner guten Mutter die Hälfte von den Küssen abzugeben, womit ich dich in Gedanken segne.

Dritter Brief.

Wismar, den 24sten Jun. 1785.

Mein lieber Anton,

Das war eine angenehme Reise von Razeburg bis hier! Schönes Wetter, guter Weg, tüchtige Pferde und brave Postillons — so viel trift man selten zusammen. Wenn das Vergnügen, welches ich auf dieser raschen Fahrt genoß, noch von Zeit zu Zeit durch etwas unterbrochen wurde: so war es blos durch den Gedanken an meine lieben abwesenden Trittauer, und durch den vergeblichen Wunsch, euch an meinem Vergnügen Theil nehmen zu sehn. Aber ich will meine Erzählung von vorn anfangen.

Ehegestern Morgen um zehn Uhr verließen wir Razeburg mit Dank im Herzen für die angenehmen Stunden, die man uns daselbst gemacht hatte. Der Postillon, welcher uns fuhr, war der gutmüthigste, freundlichste Bursche, der je auf einem Posthorn mag geblasen haben. Er hatte ganz den Charakter, den ich in meinem Briefe an unsere Lotte an den Razeburgern gerühmt habe, das heißt, er war bescheiden, freundlich, nüchtern und sehr gefällig. Ohne Unterlaß hatte er etwas zu fragen oder zu erzählen

und er that beides mit so guter Art und mit so vieler Freundlichkeit, daß man weder des einen noch des andern überdrüssig werden konnte. Wir waren schon eine Stunde gefahren, als es mir auffiel, daß er noch kein Pfeifchen angezündet hatte. Ich fragte ihn also: ob er etwa kein Freund vom Rauchen wäre? Und was meinst du, lieber Anton, worin seine Antwort bestand? „Ja freilich, sagte er; aber ich besorge, ihnen durch den Tobacksdampf beschwerlich zu fallen.„ Ehrliche Seele! ich hätte dir zu Liebe selbst mitrauchen können, so wenig ich auch sonst ein Freund davon bin.

—

Wir waren jezt im Mecklenburgischen, einem Lande, worin man den Ackerbau vor allen andern deutschen Ländern vielleicht zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Aber man muß auch gestehn, daß die Natur hier vorzüglich die Hand dazu geboten hat. Das Erdreich ist in den meisten Gegenden theils schwerer Klei, theils guter Mittelboden; Pferde und Ochsen sind die stärksten und die dauerhaftesten, die man sehen kann, und der mecklenburgische Landmann hat ein so unerschöpfliches Maaß von Kraft zur Feldarbeit, daß man darüber in Erstaunen geräth. Er ißt für zwei, aber er arbeitet auch wieder vielleicht für drei von unsern gewöhnlichen Bauern.

Die meiste Feldarbeit wird hier mit Ochsen verrichtet; eine, wie mich dünkt, ungemein vortheilhafte Art des Ackerbau's. Denn erstlich ist dieses Thier so leicht und wohlfeil zu erhalten; und dann so kostet auch die Anschaffung desselben im Grunde nichts. Denn, wenn ein Ochs verschiedene Jahre geackert hat, so wird er ausgesondert, fett gemacht, und für mehr verkauft, als er beim Einkauf gekostet hatte. Man kann also nicht nur für das daraus gelösete Geld einen andern an seine Stelle anschaffen, sondern es bleiben auch dem Landmann noch einige Thaler reiner Ueberschuß. Und was ihre Arbeit betrift, so bin ich durch das, was ich hier davon gesehn habe, überzeugt worden, daß ein mecklenburgischer Ochs vor seinem Haken wo nicht mehr, doch sicher eben so viel leistet, als ein gewöhnliches Bauerpferd bei uns vor seinem Pfluge.

Ich sagte, vor seinem Haken; denn so nennt man das landwirthschaftliche Instrument, dessen man sich hier meistentheils, statt des bei uns gewöhnlichen Pfluges, bedient. Du kennst die Zeichnung, die ich im zweiten Theile des jüngern Robinsons von einem ehemaligen griechischen Pfluge gegeben habe. Siehe dieses Bild noch einmal an; und du wirst dir darnach einen Begriff von dem mecklenburgischen Haken machen können. Denn beide kommen, dem Wesentlichen nach, vollkommen

über-

überein. Der Baum, woran dieses Instrument gezogen wird, ist an einem Joche befestiget, welches auf dem Nacken der vorgespannten Ochsen ruht.

Es ist sehr angenehm zu sehn, wie dieses Werkzeug den härtesten Boden aufreißt, durchwühlt und locker macht, indeß die Ochsen ihren langsamen und einförmigen Schritt gehn. Der den Haken leitende Landmann hat nicht, wie bei dem Pfluge, nöthig, sich darauf zu lehnen und nachzudrucken; seine ganze Arbeit besteht darin, den Haken durch angebrachte Keilhölzer zu stellen, je nachdem er mehr oder weniger tief eingreifen soll, und ihn dann in der gehörigen Richtung zu erhalten.

Ein Pflug wirft zusammenhängende Erdschollen auf, welche jedesmal nach einer Seite hin umklappen, und, wenn das Erdreich einigermaßen steif ist, mit vieler Mühe durch Eggen zermalmt werden müssen. Der Haken hingegen wühlt durch den Acker hin, und wirft die aufgerissene, schon ziemlich zermalmte Erde nach beiden Seiten auf. Du begreifst daher leicht, daß dieses Instrument in Gegenden, welche einen strengen Boden haben, bei weitem das vorzüglichste sei. Ein leichter Sandboden würde gar zu locker dadurch werden, so daß bei trockener Witterung alle Fruchtbarkeit daraus verfliegen würde. Für diesen also ist der Pflug vorzuziehn.

Unser

Unser Weg gieng über Gadebusch, einem alten sehr verfallenen Städtchen, dessen Name aber durch eine dabei vorgefallene Schlacht verewiget worden ist. Hier wurden nemlich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere jezigen Landsleute, die Dänen, von dem schwedischen General Steinbock geschlagen. Wir fuhren über das Schlachtfeld hin. Unser Postillon, der vor einigen Jahren einen Neffen oder Enkel dieses berühmten Steinbocks auf eben dieses Feld gefahren hatte, wuste uns ganz genau zu zeigen, wo die Dänen standen, von welcher Seite die angreifenden Schweden heranrückten, und wohin zulezt die Geschlagenen die Flucht ergrieffen. In Gadebusch fand ich einen hundertjährigen Greis, welcher als ein Knabe von zwölf Jahren diese Schlacht mit angesehn hatte, und die Beschreibung des Postillons bestätigte.

Es wird einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man durch so eine Gegend kömmt, in welcher einige tausend unsuldige Menschen als Opfer — entweder fürs Vaterland, oder für den Ehrgeiz und die Habsucht der Fürsten — fallen mußten!

Wir wechselten hier die Pferde und fuhren weiter. Unser neue Postillon glich dem vorigen — dieselbe Freundlichkeit, Gesprächigkeit und Gutmüthigkeit! Wir waren schon drei Meilen

len gefahren, als ich wahrnahm, daß mein Rohr verloren war. Kaum hatte ich diesen Verlust bekannt gemacht, als mein ehrlicher Postillon sogleich aus freien Stücken ein Pferd auspannte, sich darauf schwang und zurückgallopirte. Er ritt eine starke Meile, und ich glaube, er würde noch einmal so weit zurückgesprengt sein, wenn ihm nicht Leute begegnet wären, von denen er erfuhr, daß seine Bemühung vergeblich sein würde. Sehr misvergnügt kam er wieder zurück, und statt seiner vorigen Gesprächigkeit hörten wir von nun an nur noch von Zeit zu Zeit die Worte aus seinem Munde gehn: „wenn wir den Stock nur wieder gefunden hätten!„ Das Vergnügen, eine so uneigennüzige Theilnehmung bei einem solchen Menschen anzutreffen, war mir für meinen kleinen Verlust ein hinreichender Ersaz.

Abends um neun Uhr erreichten wir Wismar.

Diese Stadt fällt von fern gesehn nicht sonderlich ins Auge, weil sie jezt keine einzige Thurmspize mehr hat, ohngeachtet man hier drei sehr große und verschiedene kleinere Kirchen zählt. Einige ihrer ehemaligen Thürme wurden bei verschiedenen Belagerungen, welche diese Stadt gelitten hat, heruntergeschossen; einer wurde vom Sturmwinde herabgeworfen. Mit diesem leztern Unglücksfalle gieng es so zu:

Bei einem heftigen Sturm fieng man an für diesen Thurm besorgt zu werden, weil man wußte, daß er auf schwachen Füßen stand. Ein Rathsherr, ein Kirchenvorsteher und ein Zimmermann erhielten daher den Auftrag, die Gefahr zu untersuchen, und stiegen hinauf. Aber kaum waren sie bis in diejenige Gegend gekommen, wo die Gloken zu hängen pflegen, als die hohe Spize über ihnen plözlich schwankte, krachte, stürzte. Die erschrockenen Männer sprangen in eine Nische des dicken Gemäuers; der Thurm fiel in sich selbst herab; das Gemäuer und die armen Männer blieben stehen. Da standen sie nun, und sahen mit Grausen in den Abgrund hinab, welcher unter ihnen war: denn der einstürzende Thurm hatte die Zwischenböden zusamt den Treppen fortgerissen. Und in dieser schreklichen Stellung mußten sie nicht blos die ganze Nacht, sondern, wie man hier versichert, einige Tage lang bleiben: weil man eher kein Mittel fand, sie aus ihrer gräulichen Lage zu befreien. Erst am dritten Tage war man durch Hülfe verbundener Leitern so weit gekommen, daß man ihnen einen Strick zuwerfen konnte, den sie oben befestigen und sich dann daran herablassen mußten. —

Wismar war ehedem eine blühende Handelsstadt, welche viel Manufacturen, starke Schiffahrt und einen ausgebreiteten Handel hatte:

jezt

jezt — gleicht es einem Manne, der ehemals reich und gelehrt war, und nun in Lumpen gekleidet einhergeht und von Allmosen lebt. Seine Manufakturen sind nicht mehr; *) mit seiner Schiffahrt ist es aus: sein Handel liegt in den lezten Zügen. Die öden menschenleeren Straßen bewachsen mit Gras, und wenigstens die Hälfte der Häuser drohet der Einsturz. Viele derselben sind schon ausgestorben, und stehen nun, weil kein Käufer sich dazu fand, mit eingefallenen Wänden, Fenstern und Thüren da, eine Wohnung der Nachteulen und der Fledermäuse. Trauriges Denkmal von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischer Herrlichkeit!

Und die Natur hatte diesen Ort, in Ansehung seiner Lage, vor vielen andern so ausnehmend begünstiget! Die Ostsee bildete nirgend eieinen bequemern und sicherern Hafen, als hier. Mecklenburg, welches die Fülle seiner Producte weder zu bearbeiten noch abzusezen weiß, weil es ihm an eigenen Fabriken und an schifbaren

Flüs-

*) Eine einzige Zuckersiederei ausgenommen, welche erst kürzlich angelegt worden ist. Man erzählte mir, daß der Magistrat die Anlegung derselben anfangs durchaus nicht hätte zugeben wollen, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil die kleinen Krämer darunter leiden würden.

Flüssen und Kanälen fehlt, war ehemals froh, sie nach Wismar liefern zu können. Hier wurde seine Wolle in Tuch und Strümpfe verwandelt; von hier aus wurde sein Getraide nach Schweden, Norwegen und England versandt, und die Engländer schickten dagegen Geld und Fabrikwaaren zurück. Jezt hat dieser Umsaz beinahe gänzlich aufgehört. Von mehreren hundert Webern, die man sonst hier zählte, sind jezt nur noch zwei übrig, die aber nicht mehr arbeiten; und nur noch ein einziger Engländer kommt jährlich einmal nach Wismar, um Korngeschäfte zu machen.

Ich höre deine Frage, lieber Anton; du wünschest die Ursache dieses großen Verfalls zu wissen. Auch meine Neubegierde wollte hierüber befriediget sein; ich forschte nach; und hier hast du das Resultat meiner Untersuchung.

Etwas haben die Verheerungen des Krieges dazu beigetragen. Wismar wurde schon im vorigen Jahrhundert verschiedene mal belagert und eingenommen. Im westphälischen Frieden 1648 wurde es an Schweden abgetreten. Aber auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts mußte es zweimal hinter einander eine Bombardirung und eine Belagerung ausstehen, bis es endlich von den nordischen Bundesgenossen eingenommen und seiner Festungswerke beraubt ward.

Endlich wurde es auch in dem lezten siebenjährigen Kriege von den Preussen heimgesucht, denen es eine starke Brandschazung erlegen mußte.

Allein alle diese Unglücksfälle würde es wieder verwunden haben, wenn die Regierung Sorge getragen hätte, seine Manufacturen und seinen Handel zu erhalten. Aber das that die Regierung nicht. Sie ließ es nicht nur an den jezt nöthig gewordenen Unterstüzungen fehlen, sondern sie legte auch dem schon kranken Handlungswesen dieser Stadt neue Einschränkungen und Bürden auf, worunter es endlich ganz erliegen mußte. Und warum dieses? wirst du fragen. Darum, weil Wismar für eine Stieftochter der Schwedischen Monarchie gehalten ward; weil es ausserhalb der Grenzen des Reichs liegt, und man nicht zu verhüten weiß, daß es bei Entstehung eines Krieges sogleich ein Raub der Feinde werde.

Deswegen achtet man es nicht der Mühe werth, den Flor dieser Stadt durch Unterstüzungen zu befördern; man schränkt sich vielmehr darauf ein, aus ihr zu ziehen, so viel sie jedesmal vermag, und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Ich höre indeß nicht, daß man sich hier eigentlich über den Hof beschwert. Alle Klagen der Einwohner, so viel ich derselben vernommen habe — und man vernimmt dergleichen beim

dritten Worte, welches man mit einem hiesigen Bürger wechselt — waren nicht gegen den König, sondern gegen den Magistrat gerichtet, dem man Ungerechtigkeiten, Despotismus und Erpressungen Schuld giebt. Sie beklagen sich z. B. laut, daß die Bürgerschaft noch alle Jahr große Summen zur Bezahlung der von den Preussen im Jahr 1758 gehobenen Brandschazung aufbringen müsse, ohngeachtet man dieses Geld schon längst zusammengebracht habe. Sie beschweren sich hierbei am meisten über die Partheiligkeit, mit welcher das von einem jeden zu erlegende Quantum für den einen Bürger willkührlich erhöht, für den andern herabgesezt würde. —

Ich lasse den Grund oder Ungrund dieser und ähnlichen Klagen, worüber ein Fremder unmöglich gründlich urtheilen kann, dahingestellt sein: aber ich wünschte es in meiner Gewalt zu haben, die Beschwerden der Bürger vor die Ohren Sr. Majestät des Königs von Schweden zu bringen, um eine Untersuchung zu veranlassen, welche dazu dienen könnte, entweder die gekränkte Ehre des Magistrats zu retten, oder der unterdrückten Bürgerschaft Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Vielleicht, daß ich in dieser wohlgemeinten Absicht dasjenige, was ich hier sahe und hörte, öffentlich beschreibe, und es nachher der Vorsehung überlasse, meinen unpartheiischen Bericht dahin

zu führen, wo er Aufmerksamkeit und Folgen veranlassen kann.

Den 15ten Jun.

Wir haben nunmehr das Meiste von dem, was Wismar Merkwürdiges enthalten mag, gesehn: aber ich finde darunter nur Weniges, welches euch, meine Kinder, erzählt zu werden verdiente. Indeß doch eins und das andere zur Probe.

Unser gütige Wirth führte uns unter andern in den hiesigen Kirchen herum, wovon drei ungemein groß und ansehnlich, aber von gothischer Bauart sind. Kirchen pflege ich auf Reisen gern zu besehn; nicht eben um der Gebäude oder der darin enthaltenen Raritäten willen, sondern um nach Möglichkeit dazu behülflich zu sein, das viele abgeschmackte und abergläubische Zeug, welches aus den Zeiten der tiefsten Unwissenheit und des dicksten Aberglaubens sich bis auf diesen Tag darin erhalten hat, ans Licht hervorzuziehn und in seiner Ungereimtheit und großen Schädlichkeit darzustellen. So sahe ich z. B. in einer dieser Kirchen, welche, nach ehemaligem katholischen Gebrauche, den angeblichen Ritter St. Georg, der, wie die alberne Fabel sagt, ein Unding, Lindwurm genannt, erlegte, geweihet ist, diesen Rittersmann und seinen Lindwurm unzählige mal an den Wänden und an

den Thüren der Kirchenstühle abgebildet, und zwar einmal in Lebensgrösse, damit er um so viel eher in die Augen fallen, und seinen Zweck, die Andacht der Leute zu stören, um so viel weniger verfehlen mögte.

Auch der Teufel, dem man, ich weiß nicht warum, die Ehre erweiset, ihn für einen Tausendkünstler zu halten, hat hier, wie an vielen andern Orten, das Seinige dazu beitragen müssen, den Tempel Gottes zu schmücken. Man zeigt nemlich ein sehr künstlich gearbeitetes eisernes Gitterwerk von feiner Arbeit, welches dem Taufsteine zur Einfassung dient. — Schande über die, welche es in ihrer Gewalt hätten, dergleichen höchstschädliche Ueberbleibsel vom Pabstthum, Aberglauben und Priesterbetrug auf die Seite zu schaffen, und es gleichwol dulden, daß dergleichen abergläubische Fratzen, zum grossen Nachtheil der öffentlichen Aufklärung, auf die Nachwelt fortgepflanzt werden!

Auch am Rathhause hat man ein ähnliches Ueberbleibsel aus den Zeiten des Aberglaubens auf öffentlichem Markte zur Schau ausgehängt. Es ist ein Stein, der ohngefähr die Farbe und Gestalt von einem Stücke Rauchfleisch hat; und die Legende meldet davon folgendes. Einst, da die Bürger Wismar's wohlhabend waren, wurden sie so übermüthig, daß sie mit Stücken Rauchfleisch,

fleisch, welches sie verschmähten, sich einander auf der Straße warfen. Und siehe! da geschahe ein Zeichen vom Himmel; das Rauchfleisch ward in Stein verwandelt. Zum Andenken dieses Mirakels hat man einen solchen Stein am Rathhause aufgehangen, bei dessen Anblick jedes fromme Mütterchen sich kreuziget, und die heutigen Christen, welche sich mit Rauchfleisch nicht mehr werfen können, weil sie keins mehr übrig haben, selig preiset.

Der Marktplaz und das darauf stehende ansehnliche Rathhaus, welche beide von ungemeiner Grösse sind, geben eine Idee von dem ehemaligen blühenden Zustande dieser jezt bedauernswürdigen Stadt.

Aber bald hätte ich vergessen, dir, mein lieber Anton, grade das allermerkwürdigste zu erzählen, was ich an diesem Orte gefunden habe. Dies war — ein über alle Beschreibung ehrwürdiger und liebenswürdiger Greis von 85 Jahren, der rechtschaffene und verdienstvolle Professor Denso, der seinem Lehramte an der hiesigen Schule, welches er schon an sechzig Jahr bekleidet, noch immer mit der Munterkeit und dem Eifer eines jungen Mannes vorsteht. O ich kann es dir nicht ausdrücken, was ich empfand, da dieser edle Greis mit seinem unbeschreiblich freundlichen und liebreichen Gesichte vor mir stand, mir, einem Unbekannten, den er zum er-

sten male sahe, mit Vaterwärme die Hand drückte, und, statt der gewöhnlichen Klagen alter Leute, von nichts als dem herzlichen Vergnügen redete, welches ihm seine lieben Amtsgeschäfte und dann die eigenhändige Pflege und Wartung seines lieben Gartens machten! Sein Gesicht das heitere, selige und liebvolle Angesicht eines Verklärten — und sein wohlunterhaltener Garten, in welchem er uns herumführte, bestätigten diese Versicherung.

Sein bloßer Anblick war lehrreich, und was er redete, war es nicht minder. Man sahe an ihm, was für ein glückliches Alter auf wohlverlebte Jugendjahre zu folgen pflegt, und alles, was er sprach, schien die Frucht einer achtzigjährigen Erfahrung zu sein. Und doch redete er von sich und seinen Kenntnissen mit so vieler Demuth! Und doch machte es ihn noch immer so froh, wenn er etwas nüzliches lernen konnte! Indem er uns z. B. in seinem Garten herumführte, zeigte er uns einige Bohnenbeete, welche von Schnecken abgefressen waren. „Ich wußte kein Mittel, sagte er, diese schädliche Thiere abzuhalten; aber ich fragte, wie ich in solchen Fällen zu thun pflege, bei Leuten nach, denen ich mehr Kenntnisse und Erfahrungen zutraue, als ich selbst besitze. Und da lernte ich denn von einem alten Nachbar, daß Büchenasche mit Salz vermischt und

auf

auf die Blätter desjenigen Gartengewächses gestreut, welches man vor Schnecken schüzen will, ein ganz sicheres Mittel dagegen sei. Ich wandte es bei einem frischen Beete an, und sehen Sie hier, ob es nicht geholfen hat?„ Er zeigte uns, indem er dieses sagte, mit sichtbarer Freude ein neben den vorigen liegendes Beet, auf welchem die Bohnen aufrecht standen.

Man rühmt von Wismar, daß es der gesundeste Ort in Deutschland sei. Der bejahrte Professor Denso bestätigte diesen Ruf, nicht blos durch sein Beispiel, sondern auch durch die Versicherung, daß es der Leute seines Alters und seiner Munterkeit viele in Wismar gäbe, und daß er, ausser der Jnfluenza und den Kinderkrankheiten, nie ein Epidemie daselbst erlebt hätte.

Auch ich fühle mich hier gesunder und heiterer als ich seit langer Zeit gewesen bin, und hoffe daher mit gestärkten Kräften wieder zu euch zurückzukehren. Morgen gehen wir nach Schwerin. Von da aus schreibe ich vielleicht noch etwas von Wismar an unsern Nicolas; vielleicht auch, wenn ich Zeit genug dazu gewinnen kann, an meinen guten kleinen Ari. Lebt wohl, meine lieben Kinder! und vergeßt nicht, mir durch eure gute Aufführung ein Freudenfest bei meiner Zuhausekunft zu bereiten.

Vierter Brief.

Schwerin, den 25. Jun. 1785.

Mein lieber Nicolas,

Heute bin ich meinen lieben Kindern schon ein wenig wieder näher gekommen; und bald bald werdet ihr mich wieder in eurer Mitte sehn. Bis dahin plaudere ich euch schriftlich noch ein bischen von Wismar und von dem Orte vor, wo ich jezt bin. Ich sage Euch; denn ich seze voraus, daß jeder von euch den Brief, den ich ihm schreibe, auch den übrigen zum Besten geben werde.

Ich habe in Wismar noch eins und das andere beobachtet, wovon ich wünschte, daß meine Kinder es selbst mit angesehn hätten, weil ich nicht zweifle, daß es sehr lehrreich für sie gewesen sein würde. Da das nun aber nicht geschehen: so will ich versuchen, euch das, was ich sahe, so gut ich kann, durch Beschreibung anschaulich zu machen.

Den Tag nach meiner Ankunft in Wismar sahe ich ein Duzend junger Leute auf dem Markte zusammenlaufen, welche durch eine auffallende Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

gen. Ich bemerkte nemlich, daß jeder derselben einen weissen dicken Wulst am Hute trug, dessen eigentliche Beschaffenheit und Absicht ich nicht gleich errathen konnte. Der Trupp kam mir näher, und da nahm ich deutlicher wahr, daß der besagte Wulst eine Sammlung von — ich weiß nicht wie vielen weissen Cocarden war, welche auf einander genäht, eine Halbkugel von der Grösse eines halben kleinen Kinderkopfs bildeten. Ich wich zurück, weil ich mir einbildete, daß die Obrigkeit diese Leute irgend einer wichtigen Ursache wegen und zur Warnung, daß man sich vor ihnen in acht nehmen sollte, auf eine so sonderbare Weise ausgezeichnet hätte. Aber wie wunderte ich mich, da ich hörte, daß diese ausgezeichnete Herren —— Schüler wären, und daß das, was ich für ein beschimpfendes Abzeichen hielt, eine Zierde sein sollte, welche sie sich selbst angelegt hätten, und wodurch sie sich von uns andern gemeinen Menschen, welche nicht die Ehre haben, Schüler zu sein, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden gedächten! Ich zuckte die Achsel, und dachte bei mir selbst: wenn doch diese guten Kinder wüßten, was gesezte und verständige Leute dabei denken, wenn sie jemand sehn, der sich von andern Menschen, nicht durch Verdienste und Tugenden, sondern durch Albernheiten auszuzeichnen sucht! —

Es ist die gewöhnliche Thorheit junger Leute auf Schulen und Universitäten, irgend etwas Sonderbares in ihrer Kleidung, in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Wesen zu affectiren. Sie meinen, es bestünde darin, ich weiß nicht was, und merken nicht, daß sie darüber belacht und als abgeschmackte Sonderlinge verachtet werden. Hüte dich, lieber Nicolas, wenn du einst in die Welt tretten wirst, in eben diese Thorheit zu verfallen. Suche du vielmehr, dich durch vorzüglich gute Sitten, durch jede schöne Tugend, durch Artigkeit und ausnehmende Geschicklichkeiten auszuzeichnen. Das wird dir wahre Ehre bringen, und nur dadurch wirst du dir Liebe, Achtung und ein glückliches Fortkommen in der Welt erewerben. —

O meine lieben Kinder! Nüzt doch ja den Rath und Belehrung erfahrner Menschen, um selbst klug und verständig zu werden, bevor man euch eurer eigenen Führung überlassen wird! Es ist ein jammervoller Anblick, die Thorheiten und Laster zu sehn, in welche Jünglinge bei ihrem Eintritt in die große Welt zu verfallen pflegen, wenn sie nicht vorher in jedem Guten schon befestiget waren, und nicht aus den Belehrungen erfahrner Männer diejenige Weltklugheit erworben hatten, ohne welche man bei jedem Schritte, den man im menschlichen Leben thut, nothwendig anstossen und straucheln muß. Ich habe ein kläg-

liches

liches Schauspiel dieser Art in Wismar angesehn, welches ich euch zu eurer Warnung erzählen will.

Ich fand in dem Hause, worin wir abgetreten waren, einen auf Reisen begriffenen jungen deutschen Baron von etwa zwanzig Jahren; einen zwar noch nicht bösartigen, aber unerfahrnen Jüngling, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß. Es schien, als hätten diejenigen, die ihn erzogen hatten, ihm nur die einzige Tugend der Wohlthätigkeit empfohlen, und ihn nur vor dem einzigen Laster des Geizes gewarnt; denn er war freigebig in hohem Grade, aber von allen andern Tugenden, welche dem Menschen nöthig sind, wenn er rechtschaffen und glücklich leben will, schien er eben keine Begriffe zu haben.

Unglücklicher Weise war in eben dem Hause, worin er mit uns zugleich logirte, auch eine nach Stockholm gehende Gesellschaft französischer Schauspieler eingekehrt; und es befand sich dabei ein freches, liederliches und schändliches Weib, welches man nur anzusehn und ein Paar Minuten anzuhören brauchte, um Augen und Ohren mit Ekel und Abscheu davon abzukehren. Der junge Baron, welcher ganz und gar kein sittliches Gefühl haben mußte, merkte von der Scheußlichkeit ihrer Sitten nichts; fand die Gesellschaft dieser Leute, und besonders dieses Weibes, allerliebst;

schloß

schloß sich an sie an und war mit ihr und ihren Begleitern nach einigen Stunden so vertraut, als wenn sie schon Jahre lang in der engsten Freundschaft mit einander gelebt hätten.

Und nun gieng es zuvörderst über seinen Geldbeutel her. Die neuen Freunde wollten amüsirt sein, und es ist billig, daß dem deutschen Dupe die große Ehre, von französischen Windbeuteln mon Ami genannt zu werden, nicht unentgeldlich zu Theil werde. Es wurden also Lustparthien angestellt, und zu Hause wurde in Champagner, Burgunder und in Punsch bis in die späte Nacht gezecht. Der junge Baron entzückt über die Ehre seiner Verbindung mit so feinen Leuten, wollte die ganze Tischgesellschaft an seiner Freude und an seiner Freigebigkeit Theil nehmen lassen; er reichte seinen Wein und seinen Punsch an alle herum, und war untröstbar, daß mein Reisegefährte und ich nicht auch davon genießen wollten. Er glaubte an einem für ihn so glücklichen Tage des Guten nicht zu viel thun zu können; und das tragische Ende der Farce war, daß er taumelnd und wie ein vernunftloses Geschöpf zu Bett geschleppt werden mußte.

Was nachher aus ihm geworden ist, das weiß ich nicht; denn wir reiseten ab, bevor er wieder sichtbar ward. Ohne indeß prophezeihen

zu können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersehn, was für traurige Schicksale dieser verirrte unglückliche Jüngling sich nach und nach unfehlbar zuziehen wird. Verschlagene Schelme und Schurken, deren es leider! unter allen Himmelsstrichen hie und da wenigstens einige giebt, werden seine unerfahrne Gutherzigkeit misbrauchen, und ihn ausplündern, indeß er sie als seine vielgeliebten treuen Freunden mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufen wird. Er wird sich an öffentlichen Orten verächtlich machen; Leute, welche mehr zum Spott als zum Mitleiden aufgelegt sind, werden ihn schrauben wollen, und er wird sich alsdann in der unglücklichen Nothwendigkeit sehn, entweder als ein verächtlicher Mensch, der Spott und Hohn ertragen muß, davon zu gehn, oder sein Leben wenigstens seine künftige Gewissensruhe, im Duell aufs Spiel zu sezen. Durch unordentliche Lebensart, durch Ausschweifungen im Trinken, und durch schändliche Vertraulichkeit mit schaamlosen Weibsbildern, wird er seine Gesundheit schwächen, sich vielleicht die gefährlichsten Krankheiten und den Tod zuziehn, oder wenigstens seinen ganzen Körper dergestalt zerrütten, entkräften und ausmergeln, daß er forthin nur ein sieches, unnüzes, ihm selbst und andern lästiges Leben führen wird.

O mein lieber Nicolas! O meine theuren Kinder alle! Schreibt doch ja dieses und jenes

ähnliche Beispiel zu eurer Warnung tief in euer Gedächtniß ein, damit ihr einst, euch selbst überlassen, nie auf ähnliche Abwege gerathen möget! Habt kein Mistrauen gegen die Menschen — denn die meisten unter ihnen meinen's in der That nicht böse — aber vertraut euch auch keinem an und knüpft mit keinem enge Freundschaftsbande, dessen Redlichkeit und gute Sitten ihr nicht erst hinlänglich geprüft und bewährt gefunden habt. Vermeidet Ausschweifungen jeder Art auf das allergewissenhafteste, und geht überall, wohin ihr auch verschlagen werden möget, den graden und sichern Weg der Tugend stets einher, ohne jemals mit Wissen und Vorsaz auch nur einen Fingerbreit davon abzuweichen. Dann werdet ihr nicht nur überall wahre und redliche Freunde finden, sondern ihr werdet auch überall ein heiteres und vergnügtes Leben führen, und einem ruhigen und beglückten Alter froh entgegen gehn. —

Unsere Tischgesellschaft in Wismar bestand aus Personen von drei sehr verschiedenen Nationen, und es war kein geringes Vergnügen für mich, den auffallenden Unterschied zu beobachten, der in dem Nationalcharakter dieser Leute so sehr in die Augen fiel. Der Franzose hatte beständig das große Wort, sprach entscheidend über alles, was er verstand und was er nicht verstand, fand abscheulich alles, was nicht aus Paris oder we-

nigstens nach französischen Sitten und Gebräuchen gemodelt war, sang, pfiff, lachte und hüpfte, als wenn er mitten unter alten Bekannten und Freunden gewesen wäre. Der Engländer saß still, in sich selbst gekehrt, aß und trank, ohne auf das, was um und neben ihm gesprochen, gewizelt und abgeurtheilt wurde, auch nur im mindesten zu achten. Die Deutschen — versteht sich einige von denen, welche hier zugegen waren — hiengen mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit an den Blicken und Reden der Franzen, stimmten in Frankreichs Lob mit Herabsezung ihres eigenen Vaterlandes lautpreisend ein, und fanden sich geehrt und beglückt, so oft es ihnen gelang, die Blicke und Reden der vielgeehrten Ausländer auf sich zu lenken. Am auffallendsten äusserte sich dieser Nationalunterschied bei folgendem Vorfalle.

Es sollte während der Mahlzeit Sallat zum Braten gemacht werden. Einer der Franzosen versicherte, daß man in Deutschland gar nicht verstünde, wie Sallat bereitet werden müßte, und bemächtigte sich der Schüssel, um ihn nach französischer Manier selbst anzurichten. Er schüttete ihn zuvörderst in eine Serviette, und schüttelte ihn in derselben unter dem Tische, um ihn mürber zu machen. Hierauf that er ihn wieder in die Schüssel, schüttete Salz, Essig und Oehl hinzu und — durcharbeitete ihn hierauf mit seinen

Händen, die er, wohlgemerkt! vorher nicht einmal gewaschen hatte. Er kostete hierauf, gleichfalls ohne Gabel, mit seinen Fingern, versicherte, daß der Sallat nunmehr ganz vortreflich schmecke, und reichte ihn der Gesellschaft. Und diese? Der Engländer stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und verließ das Zimmer; einige Deutsche hingegen nahmen nicht blos eine Portion dieses mit Händen durchgekneteten Sallats dankbar an, sondern genossen ihn auch mit großem Appetite und mit der Versicherung, daß sie so wohlschmeckend ihn noch nie gegessen hätten. Fast hätte ich mich geschämt, ein Deutscher zu sein. —

Es ist schon spät in der Nacht; und unserm guten kleinen Ari bin ich auch noch ein Paar Zeilen schuldig. Indeß ich diese schreibe, schlafe du sanft, mein lieber Nicolas, und träume, wenn du kannst, von dem Vergnügen, welches ihr mir bei meiner Zurückkunft machen werdet, wenn ich hören werde, daß eure ganze Aufführung in meiner Abwesenheit gut und untadelhaft gewesen sei.

Nachschrift

an meinen lieben kleinen Ari.

Da bin ich nun in Schwerin, mein lieber kleiner Freund! Willst du wissen, wo das ist: so kehre nur dein Gesicht gegen Morgen, aber ein

klein wenig nordwärts, und denke dir dann einen Weg, der wenigstens zwei und ein halb mal so lang ist, als der von Trittow nach Hamburg. Wo du dann mit deinen Gedanken still stehst: siehe, da ist Schwerin.

Dieser Ort ist die Hauptstadt des einen der beiden mecklenburgischen Herzogthümer, welches Mecklenburg-Schwerin heißt. Das andere wird Mecklenburg-Streliz genannt. Es ist eine ziemlich große und dabei ganz hübsche Stadt, die eine vortrefliche Lage hat. Sie liegt nemlich an einem großen und schönen Landsee; das herzogliche Schloß aber liegt mitten darin, auf einer Insel versteht sich, die durch Brücken mit dem festen Lande zusammen hängt.

Dieses Schwerin scheint jezt in blühendem Zustande zu sein. Willst du wissen, woraus ich das schließe? Aus den vielen neuen und zum Theil recht hübschen Häusern, die man erst neuerlich gebaut hat und noch jezund baut. Daraus kann man ziemlich sicher vermuthen, daß es den Leuten hier ganz wohl gehen, und daß die Zahl derselben sich vergrößern muß.

Schade, daß man hier so ganz und gar keine Fabriken und Manufacturen von einiger Bedeutung hat! Das Land bringt so viel Wolle und so vielen Flachs hervor: allein man verkauft beides lieber roh, als daß man es verarbeitet. Und selbst die rohen

Producte, besonders das viele herrliche Getraide, welches in diesem Lande wächst, weiß man kaum abzusezen, weil es an schifbaren Flüssen und Kanälen fehlt, und daher alles zu Lande fortgeschickt werden muß, welches, wie du wol weißt, viel mehr kostet, als wenn es zu Wasser geschehen kann.

Das herzoglich Schloß, welches hier steht, mag inwendig recht hübsch sein: von aussen hat es ein altfränkisches, unregelmäßiges und wunderliches Ansehn. Es soll eine schäzbare Sammlung von Gemählden enthalten, die — ich nicht gesehn habe. Warum nicht? Weil ich andere Dinge zu sehn und zu hören hatte, die mir wichtiger waren. Ich war mit einem des Landes kundigen Manne in Gesellschaft, aus dessen Gesprächen ich mehr als aus dem Anblicke der kostbarsten Bildergallerie lernen konnte. Deswegen ließ ich Bilder Bilder sein, und unterhielt mich mit diesem Manne von den Verfassungen des Landes.

Der Schloßgarten ist groß und schön, aber unvollendet, und, nach dem jezigen Gartengeschmacke, zu gekünstelt. Derjenige, der den Plan dazu entwarf, war ein Franzose. Er fiel aber, ich weiß nicht weswegen, während der Ausführung in Ungnade, und verließ daher sein Werk, da es vielleicht erst zur Hälfte vollendet war. Wäre er völlig damit fertig geworden, so dürfte es vielleicht jezt einer der schönsten Gärten dieser Art in Deutschland sein.

Daß

Daß ein Franzose der Erfinder des Plans zu diesem Garten gewesen sein müsse, hätte ich aus einem einzigen Umstande von selbst errathen wollen. Man findet nemlich darin eine gewisse Anlage, die, wenn sie nicht widersinnig klingen soll, nothwendig französisch benannt werden muß. Es ist eine — cascade seche. Einen trockenen Wasserfall würde jedermann ungeräumt finden: gegen eine cascade seche hingegen sträubt der deutsche Verstand sich lange nicht so sehr. Was doch ein bloßer Name vermag, besonders wenn es ein französischer Name ist!

Und worin besteht denn diese Lage? Das will ich dir sagen, mein lieber Ari, damit du sie, falls sie dir gefallen sollte, in deinem eigenen Garten nachmachen kannst. Der Garte erhebt sich nach und nach, grade wie der deinige, zu einem Hügel. An diesem Hügel nun hat der Künstler gewisse mit Rasen belegte Terrassen gebildet, die ungefähr die Figur eines Wasserfalls haben. Und das ist es, was man une cascade seche nennt. Meinetwegen mögte er auch ein kaltes Feuer, oder jede andere widersprechende Idee, daneben hingepflanzt haben: wenn er das Sinnreiche nur nicht gar so weit getrieben hätte, sein ganzes Werk zu einem Widerspruche zu machen. — Aber ein großer und mannigfaltiger Garten, wie dieser, der dabei ganz und gar keine Früchte zum Nuzen und Vergnügen des Besizers trägt, scheint mir, der ich nichts schön finden

kann,

kann, was nicht auch einigen Nuzen gewährt, unter allen Widersprüchen dieser Art der größte zu sein. —

Ich hatte daher kaum von einer andern, bei weitem nicht so schönen und künstlichen, aber nüzlichen Anlage gehört, welche eine Viertelmeile von Schwerin sein sollte: als ich den schönen und kunstreichen Garten sogleich verließ, um mich dahin zu begeben. Dies ist ein Weinberg, vielleicht der nördlichste in Deutschland, den man durch vorzüglich gute Cultur in den Stand gesezt hat, in diesem gar nicht milden Clima Weinarten hervorzubringen, die, wie Kenner mich versicherten, theils für Rheinwein, theils so gar für Champagner gelten können. Der Mann, der dieses leisten konnte, war mir wichtiger, als mir mancher Gelehrte ist; ich suchte ihn daher auf, und lernte durch eine halbstündige Unterhaltung genug von ihm, um mich für die Bemühung, zu ihm gegangen zu sein, hinlänglich belohnt zu halten. Mündlich, mein lieber Ari, mehr davon.

Jezt ist es Zeit zu Bett zu gehn. Bald, bald werde ich dich wieder in meinen Armen haben. Dann will ich dir von diesem korn- und viehreichen Lande mehr erzählen. Bis dahin lebe wohl, du lieber Kleiner, und vergiß nicht, deines Gartens zu pflegen, damit er hübsch in Ordnung bleibe!

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Gs.
Camp

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung interessanter und durchgängig zwekmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 1

Hamburg (1786)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 1502 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247444-1
VD18 15503127-001